

pro

Christliches Medienmagazin

3 | 2015

www.pro-medienmagazin.de



Mehr Wir wagen

Gemeinschaft neu erleben

Stephen King



schreibt
über
Religion

Helma Bielfeldt



bekannt
Jesus auf
zwei Rädern

Horst Marquardt



brennt
für das
Evangelium

Liebe Leserin, lieber Leser!

Wenn Sie Museen besuchen, berühmte Sehenswürdigkeiten anschauen oder vor grandiosen Naturwundern stehen, sind Sie ihnen vielleicht schon begegnet: den Leuten, die ihr Smartphone auf einen ausziehbaren Stab schnallen und sich damit per Selbstauslöser fotografieren. Ein pro-Mitarbeiter war kürzlich in die USA verreist. Er berichtete von Touristen, die mit den sogenannten Selfie-Stangen am Grand Canyon oder auf der Golden Gate Bridge posierten. Das Ich wird zum Hauptmotiv, die atemberaubende Natur, das kunstvolle Bauwerk ver-



kommt zur Kulisse. Es entsteht der Eindruck, dass die Umwelt nur noch eine Folie ist, auf der sich das Individuum selbst präsentieren und ablichten kann.

Das hat auch der Theologe und Soziologe Reimer Gronemeyer beobachtet. Im Interview, das Sie ab Seite 6 lesen können, betont er: Wir müssen das Du, das Gegenüber wiederentdecken. Das ist es, wonach sich Menschen in Wahrheit sehnen.

Christen können da mit gutem Beispiel vorangehen. Tischgemeinschaft und Gastfreundschaft sind zentrale Motive in der Bibel. Eine der prägnantesten Szenen dafür ist sicherlich das letzte Abendmahl, das Jesus mit seinen Jüngern gefeiert hat. Im Hebräerbrief heißt es: „Gastfrei zu sein vergesst nicht, denn dadurch haben einige ohne ihr Wissen Engel beherbergt.“

Wie das praktisch aussehen kann, zeigt eine Reportage auf Seite 22 über Flüchtlinge aus dem Iran. Sie haben in einer Berliner Kirchengemeinde ihre neue geistliche Heimat gefunden. Mehrere Hundert von ihnen wurden dort getauft. Das führte dazu, dass die Gemeinde wuchs und ihre organisatorische Selbstständigkeit wiedergewann.

Ein anderes Beispiel für gelebte Gemeinschaft gibt der Bericht über ein Mehrgenerationenhaus ab Seite 10. Dort leben Menschen verschiedenen Alters zusammen und verbringen auch einen Teil ihrer Freizeit gemeinsam.

Sind wir als Einzelne tatsächlich zu sehr auf uns selbst bezogen? Unser Interviewpartner Reimer Gronemeyer meint: Ja. Aber es gibt hoffnungsvolle Gegenbeispiele. Wir möchten Ihnen in dieser Ausgabe Mut dazu machen, wieder mehr Wir zu wagen.

Viel Freude bei der Lektüre von pro,

Christoph Irion



6



42

Inhalt	2
Meldungen	4
Leserbriefe	17
Kolumne: prost!	39

GESELLSCHAFT

Titel: Entdecke das Du	
Reimer Gronemeyer erklärt, wie die Menschen wieder zueinander finden können	6
Titel: Alle unter einem Dach	
Besuch in einem Mehrgenerationenhaus	10
Bedenke das Ende	
Ein Impuls über Leben und Sterben	13
Bikerin vor dem Herrn	
Helma Bielfeldt fährt mit Gott Motorrad	14
Für die Wahrheit ins Feuer	
Vor 600 Jahren starb der Reformator Jan Hus auf dem Scheiterhaufen	18
Von Fußball und anderen Göttern	
Was das runde Leder mit Religion zu tun hat	20

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151



22



26



20

Hilfe aus dem Morgenland

Iranische Christen beleben eine Kirchengemeinde 22

POLITIK

„... vor Gott und den Menschen ...“

Keine einfache Beziehung: Kirche und Staat 25

Herz um Herz

Organspende ist unter Christen umstritten 26

MEDIEN

Kein Wort über tote Christen

Wolfram Weimer ärgert sich über Europas Ignoranz 29

Der Öffentlichkeitsarbeiter für das Evangelium

Pionier der christlichen Medien: Horst Marquardt 30

Da ist was dran

pro stellt freche Fragen zum Magazin DRAN NEXT 32

Solidarität, aber nicht für alle

Die Internetgemeinde verteilt ihre
Anteilnahme ungleichmäßig 34

Und der Preis geht an ...

Impressionen von der Verleihung des
„Goldenen Kompasses“ 36

Zehn Gebote für das Internet

Damit man sich nicht im Netz verstrickt 38

KULTUR

Göttlicher Horror

Bei Stephen King steckt Gott im Detail 40

„Ich bin ein Fan vom Glauben“

Thomas Enns macht Musik für Jesus und
junge Menschen 42

Wortakrobatik von der Kanzel

Poetischer Predigtwettbewerb 44

Musik, Bücher und mehr

Neuerscheinungen kurz rezensiert 46

IMPRESSUM



Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
Vorsitzende Margarete Hühnerbein | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktionsleitung Stefanie Ramsperger | Redaktion Moritz Breckner,
Nicolai Franz, Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anna Lutz, Norbert Schäfer,
Sebastian Schramm, Martina Schubert, Jörn Schumacher, Jonathan Steinert,
Dr. Johannes Weil, Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 |
IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
Titelfoto thinkstock, Dmitry Naumov

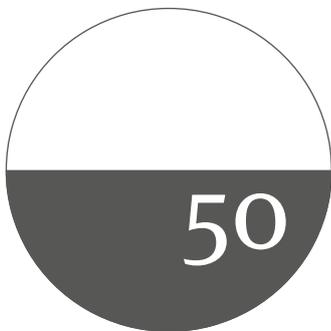


Foto: SPD Saarland

Freiheit sei stets gleiche Freiheit – unabhängig von der Religion, schrieb Justizminister Maas bei Spiegel Online

„Religionsfreiheit bedeutet Verantwortung“

In Deutschland muss die Religionsfreiheit für alle Religionen gleichermaßen gelten. Diese geht jedoch mit Verantwortung einher. Das meint Justizminister Heiko Maas in einem Gastbeitrag für Spiegel Online. Maas fordert „Tugenden für das friedliche Zusammenleben“ der Religionen. Die Vielfalt der Glaubensrichtungen, die Ausdruck von Religionsfreiheit sei, bereichere zwar die Gesellschaft. Sie führe aber auch zu Konflikten. Um das zu vermeiden, brauche es „Respekt gegenüber Religionen“ und Verantwortung der Religionsgemeinschaften. Daran fehle es, wenn ein evangelikaler Pfarrer Buddha „verunglimpft“, wie es in Bremen geschehen sei. In der Hand muslimischer Gemeinden liege es, gegen Antisemitismus in ihren Reihen vorzugehen. „Gleiche Freiheit heißt für mich auch gleiche Verantwortung.“ Von Nichtreligiösen verlangt Maas, Religionen anzuerkennen, auch wenn sie sich öffentlich zeigen. Auch der Staat sei daher gefordert, alle Religionen gleich zu behandeln. So müsse das Kopftuch Lehrkräften ebenso erlaubt sein wie die Kippa. „Freiheit ist stets gleiche Freiheit. Eine Bevorzugung einzelner Religionen durch den Staat ist damit unvereinbar.“ | DANIEL FRICK



50 prozent

Rund die Hälfte der Kirchentagsbesucher entscheidet sich bei einer politischen Wahl für Die Grünen. Das haben Religions- und Kirchensoziologen der Universität Leipzig im Vorfeld des Kirchentags in Stuttgart als Teilergebnis ihrer Studie mit dem Titel „Der Deutsche Evangelische Kirchentag – Religiöses Bekenntnis, politische Veranstaltung oder einfach nur ein Event?“ veröffentlicht. Die Forscher wollten wissen, aus welcher Motivation Menschen den Kirchentag besuchen. Hauptgrund ist laut der Befragung der Wunsch, Gemeinschaft mit anderen Christen zu haben und neue Ideen für das eigene religiöse Leben zu gewinnen. Viele Besucher sind demnach einfach neugierig auf das Glaubensfest. Für rund zwei Drittel der Teilnehmer ist es wichtig, an aktuellen gesellschaftspolitischen Diskussionen teilzunehmen. Für die Forscher ist dies ein Indiz dafür, wie eng Politik und Kirchentag miteinander verwoben sind. Ferner besitzen Kirchentagsbesucher laut der Studie ein höheres Vertrauen in andere Menschen als der Durchschnitt der Bevölkerung. „Das liegt daran, dass Kirchentagsbesucher überdurchschnittlich häufig in Kirchengruppen und anderen Freiwilligennetzwerken engagiert sind“, sagt der Soziologe Gert Pickel. Für die Studie wurden auf dem Kirchentag 2011 in Dresden rund 2.000 Besucher, zwei Jahre später in Hamburg noch einmal rund 900 Kirchentagsbesucher befragt. | NORBERT SCHÄFER

Drei Fragen an Lutz Tillmanns

430 Beschwerden über die Berichterstattung zum Germanwings-Absturz hatte der Deutsche Presserat zu bearbeiten. Geschäftsführer Lutz Tillmanns erklärt, wo Journalisten Fehler gemacht haben – und wo nicht.

pro: Warum haben sich mehr Menschen über die Berichterstattung zur Germanwings-Katastrophe beschwert als zu irgendeinem Ereignis zuvor?

Lutz Tillmanns: Der Fall war außerordentlich tragisch. Erst der Absturz, dann die Spekulation über die Ursache, dann die Erkenntnis der Staatsanwaltschaft – das hat in seiner Dramatik viele Ereignisse in den Schatten gestellt. Viele Mediennutzer konnten sich vorstellen, in der Maschine gesessen zu haben. Das Ereignis war ihnen näher als Konflikte am anderen Ende der Welt.

Anders als viele dachten, war es kein Verstoß gegen den Pressekodex, den Namen des Co-Piloten, Andreas Lubitz, zu nennen. Warum?

In diesem außergewöhnlichen Fall ist das hohe Interesse der Öffentlichkeit an dem Täter höher zu bewerten als dessen Recht auf Privatsphäre. Deswegen durfte sein Name genannt und sein Foto gezeigt werden, nicht aber Fotos seiner Eltern oder der Opfer.

In den Tagen nach dem Absturz wurde ununterbrochen im Internet auf die Medien geschimpft. War das überzogen?

Es hat mich auch überrascht, dass es tagelang für die Nachrichten kein anderes Thema zu geben schien, dass Pseudo-Experten befragt wurden und man ständig um sich selbst gekreist ist. Der Vorwurf, die Medien hätten versagt, ist aber über das Ziel hinausgeschossen und war falsch.

Vielen Dank für das Gespräch. | DIE FRAGEN STELLTE MORITZ BRECKNER



Foto: Deutscher Presserat

Lutz Tillmanns erklärt, dass im Germanwings-Fall die Namensnennung des Täters vom Pressekodex gedeckt ist

Naher Osten: Kein Sommer in Sicht

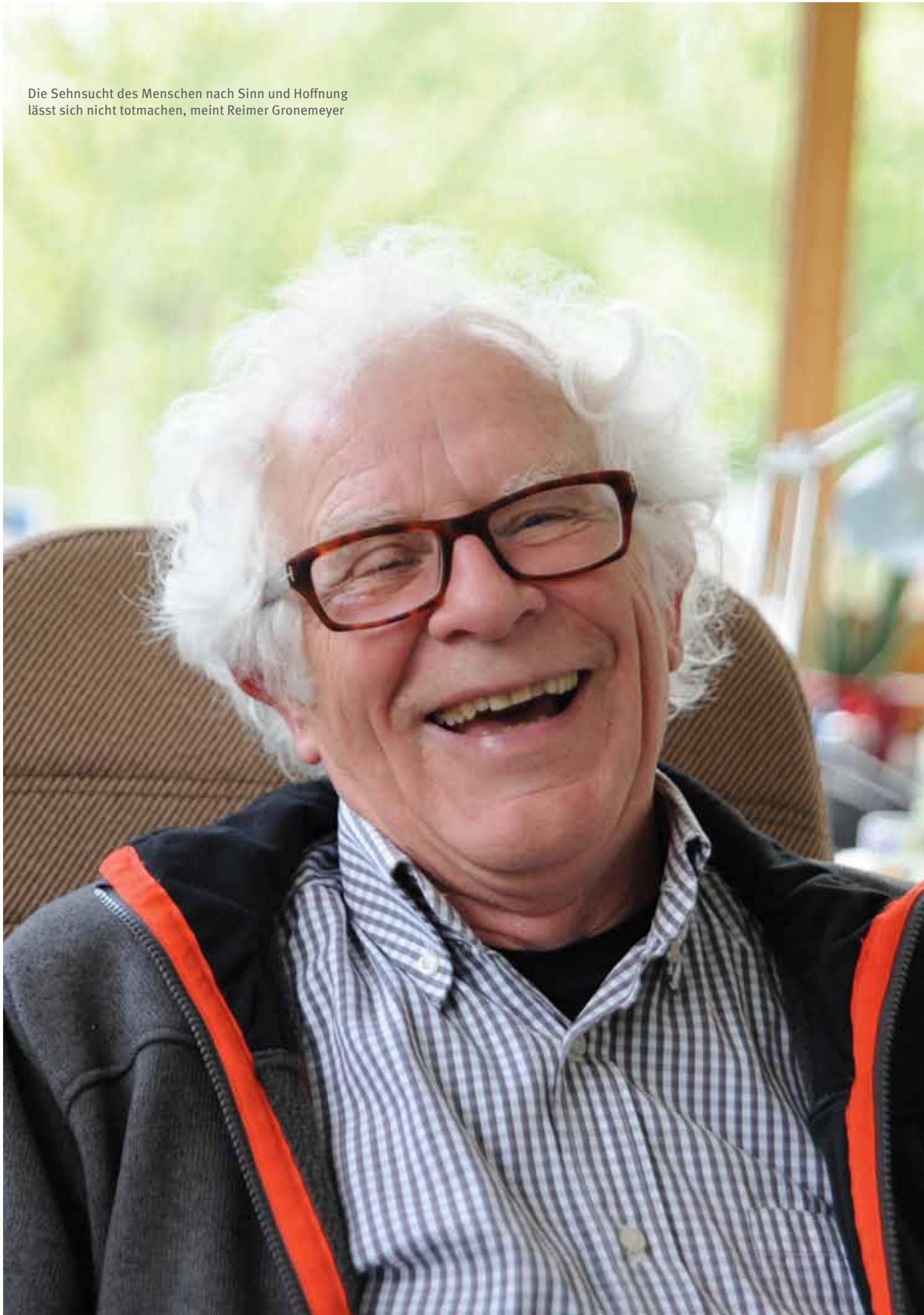
Bürgerkrieg, islamistischer Terror, Flüchtlingskatastrophe: Die beunruhigenden Nachrichten aus dem Nahen Osten reißen nicht ab. Die Hoffnung auf eine weitreichende Demokratisierung im Zuge des „Arabischen Frühlings“ hat sich nicht erfüllt – zu viel hatte der Westen erwartet. Eine baldige Friedenslösung ist nach Meinung von Experten nicht in Sicht. Vor dem Hintergrund der zahlreichen Konfliktherde in der Region hält Benahm T. Said, Islamwissenschaftler beim Hamburger Verfassungsschutz, eine Neuordnung des Nahen und Mittleren Ostens für unausweichlich: „Neue Staaten mit neuen Grenzen werden entstehen müssen, ob die internationale Gemeinschaft das will oder nicht.“ Der ehemalige Al-Jazeera-Korrespondent Aktham Suliman attestierte dem Westen in der Außenpolitik gegenüber der arabischen Welt Doppelmoral und mangelnde Ehrlichkeit: „Demokratisierung und billiges Öl – beides ist nicht gleichzeitig zu haben.“ Westliche Einflussnahmen – den Sturz despotischer Herrscher etwa – lehnen beide Experten ab: „Die Muslime müssen selbst eine Balance finden zwischen Islam und Demokratie, zwischen Glaube und Freiheit des Individuums.“ | **SEBASTIAN SCHRAMM**



Foto: Al Jazeera English, flickr (CC BY-NC-SA 2.0)

Wie hier auf dem Tahrir-Platz in Kairo sind in vielen arabischen Ländern Menschen auf die Straßen gegangen, um für politische Reformen zu demonstrieren. Ihre Hoffnungen wurden fast überall enttäuscht

Die Sehnsucht des Menschen nach Sinn und Hoffnung lässt sich nicht totmachen, meint Reimer Gronemeyer



Entdecke das Du

Der Mensch hat Sehnsucht nach Gemeinschaft – bis ins Alter. Allerdings lösen sich traditionelle Familienformen auf, der Einzelne ist immer stärker auf sich selbst bezogen, stellt der Soziologe und Theologe Reimer Gronemeyer fest. pro hat mit ihm darüber gesprochen, wie die Menschen wieder zueinander finden und was Christen dazu beitragen können. | **DIE FRAGEN STELLTEN NORBERT SCHÄFER UND JOHANNES WEIL**

pro: Herr Professor Gronemeyer, wer gehört aus soziologischer Sicht zu einer Familie?

Reimer Gronemeyer: Wenn man in die Geschichte schaut, ist unser Modell, das wir hier leben, ein relativ kurzfristiges und kurzatmiges soziales Konstrukt. In der Antike war die „familia“ die Gemeinschaft aller Sklaven und Hausbewohner, die gar nicht verwandt waren. Das Mittelalter hat das Große Haus gekannt, wo Dominus und Domina die großen Aufgaben rund um das Haus wahrnahmen. Das Große Haus ist im Zuge der Industrialisierung geschrumpft. Seit dem 19. Jahrhundert steht das kleinfamiliäre Modell im Vordergrund, zu dem vielleicht noch die Großeltern gehören. Wir erleben aktuell einen Wandel, bei dem diese Struktur ins Trudeln gerät und vor unseren Augen zerbröckelt. Schauen Sie sich die Scheidungsziffern an und wie schnell Beziehungen kaputt gehen. Die Patchwork-Familie scheint zum Normalfall zu werden. Wir werden uns immer seltener auf dieses kleinfamiliäre Modell beziehen können.

Welche Funktion erfüllt die Familie optimalerweise?

Die zentrale Frage heute ist: Wo können Kinder groß werden? Sie brauchen die Erfahrung der unbedingten Liebe und der Zuwendung. Die Familie war ein gutes Modell dafür. Dort konnten Kinder erleben: Hier werde ich geliebt und akzeptiert. Wenn dieses Modell bröckelt, was soziologisch leicht zu belegen ist, stellt sich die Frage, wo künftig der Ort für Kinder ist. Wie sichern wir, dass Kinder nicht nur funktionierende Menschen sind, sondern auch Wärme erfahren? In der Familie wurden auch Ernährung und Obdach sichergestellt. Vor allem war sie der Ort, der soziale Sicherheit bot. Das hat ja vielfach heute der Staat übernommen. Die Frage ist also: Wozu brauchen wir die Familie noch? Wo werden Kinder groß?

Welche Auswirkungen haben ein verändertes Familienbild und Familienstrukturen auf das Älterwerden, die Pflege und letztlich auch das Sterben?

Die Alten sind bei uns im Moment finanziell ganz gut gestellt. Auf der anderen Seite sind sie auch in einer kulturellen Wüste, weil das, was sie gelernt haben, in dieser Beschleunigungs-Gesellschaft gar nichts mehr zählt. Ihre Kenntnisse werden nicht mehr gebraucht. Das Thema Demenz begreift man nicht, wenn man nicht sieht, dass unsere Gesellschaft den Alten unablässig ins Ohr flüstert: „Was du gelernt hast, ist etwas für den grünen Müll.“ Hinzu kommt, dass Altsein heute mit der Erfahrung der Einsamkeit und des Alleinseins verbunden ist. 50 Prozent aller innerstädtischen Wohnungen sind Singlewohnungen – und das sind eben nicht die 25-jährigen BMW-Fahrer, sondern vor allen Dingen die Alten. Das ist etwas ganz Neues. Die Gesellschaft ist nicht immer freundlich zu den Alten gewesen, aber das Dach über der Gemeinsamkeit, dass man auch am Ende des Lebens in der Familie war, das ist weggeweht. Die Frage ist, wie wir in einer alternden Gesellschaft, in der die Familie an Bedeutung verliert, das Thema „alt und hilfsbedürftig werden“ bewältigen.

Ist die Politik auf den demografischen Wandel eingestellt?

Viele Politiker nehmen das Wort gerne in den Mund. Doch deren einzige Antwort ist, dass wir mehr professionelle Dienstleistung brauchen. Das ist unbestritten. Aber das Ausmaß, in dem wir sie brauchen, ist gar nicht bezahlbar. Das Bedürfnis der alten Menschen ist jedoch nicht nur die professionelle Dienstleistung, sondern auch menschliche Zuwendung. Deswegen müssen wir die Gesellschaft in einer Weise umbauen, die aus der Einsamkeit herausführt. Wir müssen uns auf die Suche machen



Film zum Artikel online:
bit.ly/interview-gronemeyer

nach neuen Modellen der Gemeinsamkeit. Viele versuchen das zum Beispiel mit neuen Wohnmodellen im Alter. Wir benötigen ehrenamtliches Engagement von Senioren oder noch schöner: Freundschaft, eine Wiederentdeckung der Nachbarschaft und des Du. Wir stehen da an einem spannenden Punkt. Es geht keineswegs nur bergab.

Wie kann das praktisch aussehen?

Die neuen Formen des gemeinsamen Wohnens wie Mehrgenerationenhäuser oder Senioren-Wohngemeinschaften finde ich gar nicht schlecht. Das scheinen Projekte zu sein, nach denen sich die Leute sehnen. Wir sind immer weiter rausgefallen aus familiären, nachbarschaftlichen oder kirchlichen Zusammenhängen, sind immer mehr pathetisch sich selbst verwirklichende Individuen geworden – bis zu einem Punkt, an dem es schwer ist, Gemeinschaft zu leben. Das bedeutet nämlich, auch ein Stück vom Eigenen aufgeben zu können. Dazu gehört, dass man sich ein Stück weit zurücknimmt. Hier müssen wir neu lernen, uns als soziale Wesen zu begreifen. Schwierig ist nicht das Geld oder die Größe der gemeinsamen Räume, sondern der Anspruch, dass alles nach meiner Mütze gehen muss. Beim gemeinsamen Kochen muss man höher schätzen, dass etwas gekocht wurde, als dass es das ist, was man selbst gerade gerne essen will. In den alten christlichen Kontexten hat das Nächstenliebe geheißenen.

„Die Tischgemeinschaft ist eine zentrale Eigenschaft des Christlichen.“

Sind wir zu einer Gesellschaft von Narzissten geworden?

Bis zu einem gewissen Grade glaube ich schon, dass dieses Jahrhundert eines des entfesselten Narzissmus ist. Bei meiner letzten Reise nach Afrika ist mir aufgefallen, dass ich ein ergreifendes Landschaftsbild sehe und die Studenten eher die Kulisse, vor der sie sich fotografieren lassen. Das ist keine moralische Frage, aber ein Beleg dafür, dass sich der moderne Mensch immer mehr nur selbst sieht. Das ist im strengsten Sinne des Wortes asozial, weil man Sozialität verliert. Da müssen wir wieder rauskommen, weil das das Ende ist von Gesellschaft, Freundschaft und der Möglichkeit, zusammenzuleben.

Können Kirche oder einzelne Christen dem entgegenreten?

Die Antwort fällt zwiespältig aus. In den Anfängen des Christentums war es das Entscheidende, dass man füreinander da war. Es waren immer eine Matratze, ein Stück Brot, ein Kerzenstummel und eine offene Tür da, durch die der Anklopfende reingelassen wurde. Die Tischgemeinschaft ist eine zentrale Eigenschaft des Christlichen. Ob wir es schaffen, das wiederzubeleben, ist offen. Wo sind meine ganz eigenen Grenzen? Wie viel verlange ich da von mir, wie viel kann ich mir zumuten? Die-

se Fragen zu stellen, ist an sich schon bedeutend, weil sie im Großen und Ganzen verschwunden sind.

Welche Rolle spielt Religion und speziell der christliche Glaube überhaupt noch im 21. Jahrhundert?

Die Bindung an Kirche, Religion und Christentum schwindet vor unseren Augen. Das ist keine besonders neue Einsicht. Die Austrittszahlen steigen, aber auch die Kenntnisse der jungen Menschen verschwinden. In einer Vorlesung habe ich nebenbei die Geschichte von David und Goliath erwähnt, und die Mehrzahl meiner Studenten kennt solche großen biblischen Geschichten nicht mehr. Sie sind in den Köpfen und Herzen nicht mehr präsent. Ich finde das bestürzend, stelle als Soziologe aber fest, dass das nun einmal so ist. Im Blick auf die Zukunft stellt sich die Frage, woher unsere Nachkommen ihre moralischen Kategorien und Handlungsimpulse beziehen. Die alte Moral ist nur noch auf gesellschaftlichen Inseln gegenwärtig. Handeln wir dann künftig nur nach der Nützlichkeit, nach dem Motto: „Wie du mir, so ich dir?“ Das ist eine Gesellschaft, in der ich nicht leben möchte. Ich sehe gleichzeitig, dass die unerfüllten christlichen Ideen wegschmelzen wie die Polkappen.

Welche Ideen zum Beispiel?

Die Geschichte vom „Barmherzigen Samariter“ ist völlig uneingelöst. Die Kirchen plappern aus meiner Sicht viel zu sehr nach, was in der Ökonomie und der Managementtheorie aktuell ist. Statt auf Qualitätskontrolle und so etwas zu setzen, ist es an der Zeit für die Kirche, zu sagen: Nein, der Mensch braucht viel mehr, was über Geld, Ökonomie und Regulierung nicht zu bekommen ist. Da würden die Menschen auch hinhören. Wenn der zentrale Gedanke des Neuen Testaments, dass Gott Mensch geworden ist, ernst genommen wird, dann ist sowohl der Behinderte als auch der sehr alte Verwirrte eine Realität, in der man man Gott begegnet. Mehr brauchen wir nicht, als das als Geschenk und Hoffnung zu begreifen. Das braucht ja nicht nur

von Pfarrerinnen und Pfarrern auszugehen, sondern von den Christen insgesamt. Ich bin hoffnungsvoll, dass das wieder hörbar wird.

Sie haben 1995 das Buch „Wozu noch Kirche?“ geschrieben. Was antworten Sie heute darauf?

Alle Kirchen orientieren sich noch zu sehr an Macht, Geld und Einfluss. Der aktuelle Papst setzt da sehr beeindruckende und bewegende Akzente. Indem er im Gefängnis die Füße von Insassen wäscht, blitzt etwas auf von dem, was Kirche sein soll. Wenn etwa Flüchtlinge in Kirchen aufgenommen werden, sind das die Zeichen, die unsere Zeit braucht. Das lässt die Menschen auch nicht kalt. Einerseits kann man sagen, wir brauchen sie überhaupt nicht mehr, und andererseits ist sie so notwendig wie nie zuvor in einer sozial sehr leergeräumten Gesellschaft.

Aber ist der christliche Glaube noch attraktiv?

Alles andere scheint zumindest wichtiger geworden zu sein. Wir leben in einer sehr konsumistischen Zeit. Ich unterschätze nicht die Möglichkeiten, die mit Internet und Smartphone gegeben sind, ich nutze das auch. Aber ich habe den Eindruck, dass wir auf dem Weg sind, alles andere zu ersetzen. Meine Studenten

erlebe ich als unglaublich verlässlich und freundlich, aber ich habe sie auch gewissermaßen als dement erlebt. Die Erinnerung an alles, was für mich bedeutungsvoll ist – biblische und philosophische Geschichten überhaupt –, ist verschwunden.

Stichwort Demenz: Das ist auch eines Ihrer Forschungsgebiete. Wann gilt ein Mensch als dement?

Der Begriff ist eine moderne Erfindung im Sinne einer Diagnose. Wir haben aus einer Alterserscheinung eine Krankheit gemacht. Ich rede es nicht klein, aber Verwirrtheit gehört nun einmal als Möglichkeit zum Leben des alten Menschen dazu. Mit einer Tablette können wir das nicht lösen. Wir müssen nach unserer Humanität den Menschen gegenüber fragen, die nicht mehr so schnell können, die nerven oder die eben verwirrt sind. Das ist eine Frage in erster Linie an uns und nicht an die Ärzteschaft.

Wie kann der christliche Glaube dabei helfen?

Die Kirche experimentiert viel mit Gottesdiensten und Veranstaltungen. Das ist nicht einfach, aber ich glaube, dass da eine ganze Menge möglich ist. Die Seligpreisungen – „Selig sind die geistig Armen“ – und Paulus – „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ – sagen doch auch unzweifelhaft etwas über die Verwirrten. Menschen mit Demenz haben uns geistlich viel zu sagen. An ihnen wird etwas von der Schwäche des Menschen offenbar, die auch etwas Rettendes hat.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen dem steigenden Informationsangebot und der Demenz im Alter?

Ich würde es erweitern. Wir sehen viele neue Phänomene wie ADHS, Burnout, Depressionen und Demenz, die in dieser Mächtigkeit zu unserer Gesellschaft gehören. Sie haben etwas mit dem zu tun, was auf uns einstürmt. Ich beantworte das nicht mit einer Ablehnung von Internet und Smartphones. Ich blicke immer darauf, dass der Fortschritt auch seine Rückseite hat. Es ist unsere Aufgabe, denjenigen im Schatten des Fortschritts einen menschlichen und liebevollen Blick zuzuwerfen.

Am Ende des Älterwerdens steht der Tod. Welchen Raum nimmt dieser in unserer Gesellschaft ein?

Der Umgang mit Sterben und Tod ist aus meiner Sicht dramatisch. Wir haben noch nicht verstanden, dass die alten Hoffnungen verschwunden sind. Noch nie sind Menschen so trostlos gestorben wie heute. Irgendetwas war immer da, das die Hoffnung stärkte, dass etwas über mich hinausweist. Im Moment wird aus den guten palliativen Projekten so etwas wie ein standardisiertes Verabschieden. Die Debatte um Sterbehilfe verstärkt den Eindruck, im Leben alles selbst bestimmen zu können und zu müssen – warum sollte das beim Sterben anders sein? Ich kann das zum Teil verstehen. Aber damit verabschieden wir uns von der Vorstellung, dass der Tod auf uns zukommt und Gott uns aus dem Leben holt. Ich glaube, dass deswegen Sterbehilfe, wie in unseren Nachbarländern, bald gesetzlich erlaubt sein wird. Sie verstärkt den Narzissmus, dass ich nichts mehr dulden kann, was ich nicht selbst in die Hand genommen habe. Davon kann man krank werden.

Das Christentum hat ja eine Botschaft über den Tod hinaus ...

Für den modernen Menschen ist die Sehnsucht da, dass es noch etwas gibt, was über den Tod hinausweist, aber es wird nichts mehr geglaubt. Die absolute Dominanz der Naturwissenschaften lässt das nicht zu. Aber die Sehnsucht der Menschen nach dem Du als Gegenüber, die Sehnsucht nach Sinn und Hoffnung lässt sich nicht ohne Weiteres tot machen.

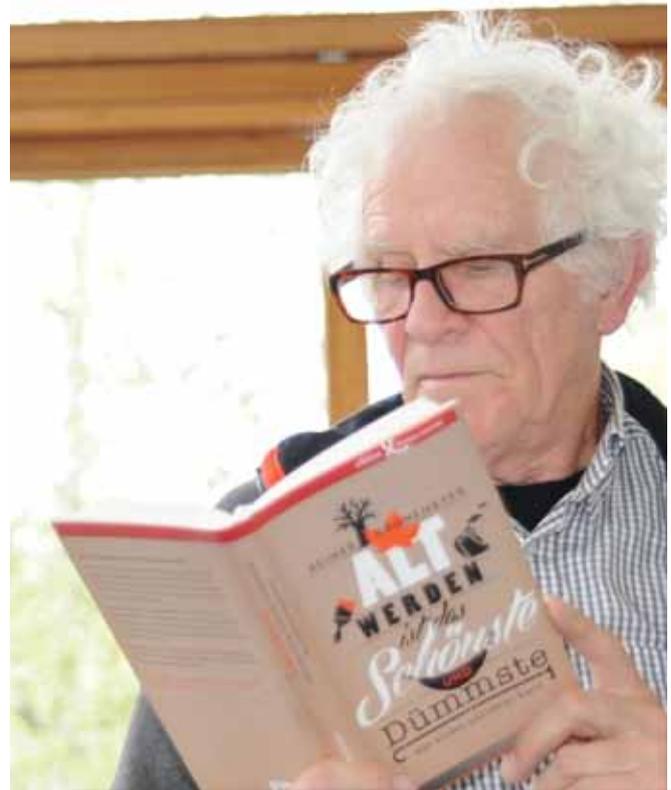
Wie werden Sie Ihren Lebensabend gestalten?

Chronologisch stecke ich da ja schon drin. Ich habe nicht die Absicht, auf der weißen Bank unter der Linde Däumchen zu drehen. Was nach meiner jetzigen Tätigkeit kommt, will ich nicht planen. Natürlich ist da die Frage, ob ich es ertragen könnte, einmal hilfsbedürftig zu sein. Es wird Mut erfordern, sein eigenes Ende erleben zu wollen. Wir sind immer mehr gedrängt, es an Experten abzugeben. Als eher ängstlicher Mensch fürchte ich, dass ich das im letzten Moment auch tun werde. Ich hoffe, den Mut zum „Nein danke“ zu haben. Die letzte Zeit des Lebens kann große Einsichten schenken. Ich würde gern so etwas wie eine Vertiefung meiner Erfahrungen und Erlebnisse, sozusagen die Nachbeben des Lebens spüren. Die Frage nach dem Sinn des Lebens verblasst nicht, sondern wird schwerer. Ich hoffe, dass sie bei mir bleibt.

Wäre ein Generationenhaus auch eine Option für Sie?

Nein, dazu bin ich zu sehr ein Wanderer, der unterwegs ist. Bildlich gesprochen wünsche ich lieber, dass sich meine Spur irgendwann in Afrika in der Savanne verliert. Aber die Wege des Herrn sind unergründlich.

Herr Gronemeyer, vielen Dank für das Gespräch. ■



Reimer Gronemeyer, 1939 in Hamburg geboren, lehrt und forscht seit mehr als vierzig Jahren und mittlerweile als emeritierter Professor an der Universität Gießen. Nach dem Studium der Theologie, einer Promotion und einem kurzen Intermezzo als lutherischer Pfarrer studierte er Soziologie und erwarb einen zweiten Dokortitel. Seine Schwerpunktthemen sind unter anderem Alter, Familie und Demenz.

Das Haus, in dem Volker Bednarz wohnt, macht neugierig. Immer wieder kommen Besucher hierher, um es sich anzuschauen. Heute ist ein Hauskreis aus dem Nachbarort zu Gast, der sich über das Wohnprojekt informieren möchte – das Mehrgenerationenhaus „WeiterRaum“ in Wetzlar. Bednarz, der bei einem christlichen Medienunternehmen arbeitet, ist einer der Initiatoren und Antriebsmotoren für das Projekt in der mittelhessischen Stadt. Der Wohnkomplex verfügt über unterschiedliche Wohnungen, vom kleinen Appartement bis zur geräumigen 115-Quadratmeter-Wohnung. 14 Parteien haben dort Platz. Auf dem Rasen und den mit Natursteinmauern eingefassten Beeten vor und hinter dem Haus beginnen die Pflanzen zu sprießen. Die großflächige Anlage fügt sich nahtlos in die Wohngegend ein.

31 Menschen zwischen einem halben und 75 Jahren füllen den „WeiterRaum“ mit Leben. Sie wohnen nicht nur hier, sondern verbringen auch einen Teil ihrer Freizeit zusammen. Die Hausgemeinschaft ist das tragende Element in diesem Wohnprojekt. Die Bewohner, von denen die meisten vor zwei Jahren eingezogen sind, haben unterschiedliche Hintergründe. Für das Ehepaar Kühn, sie ist 58 Jahre und er 64 Jahre alt, etwa war solch ein Projekt in der Lebensplanung gar nicht vorgesehen. Sie wollten eigentlich den Lebensabend in ihrem eigenen Häuschen verbringen. Die Bedürfnisse der letzten Lebensphase änderten ihre Meinung. „Es ging nicht darum, schön zu wohnen, sondern sein Netzwerk für diese Phase aktiv zu planen“, sagt Mechthild Kühn, die den Schritt zu keinem Zeitpunkt bereut hat. Die alleinstehende Lektorin Renate Hübsch (56) hat für sich eine Möglichkeit gesucht, „alleine zu leben, aber nicht isoliert“, und im „WeiterRaum“ die Lösung gefunden.

Wahlverwandtschaften

Wie viele Mehrgenerationen-Wohnprojekte es in Deutschland gibt, dazu liegen keine genauen aktuellen Zahlen vor. Insgesamt gebe es deutlich weniger altersübergreifende Projekte als Wohnformen für eine bestimmte Altersgruppe, erklärt Andrea Töllner, Sprecherin der Bundesvereinigung „Gemeinschaftliches Wohnen“. Ein Trend zum gemeinsamen Wohnen über Altersgrenzen hinweg sei dennoch ersichtlich. „Die Schwelle wird niedriger. Die Wohnungswirtschaft öffnet sich diesen Angeboten und stellt Projekte zur Verfügung. Die Menschen können mitmachen ohne lange Planungs- und Beteiligungsprozesse.“ Töllner ergänzt: „Natürlich ist es zum Teil so, dass Menschen diese Projekte als Familienersatz oder als Wahlverwandtschaften bezeichnen.“ Dies funktioniert aber nur, wenn die Projekte ausreichend groß seien und die Mitbewohner Aufgaben übernehmen, die sonst im familiären Rahmen erledigt wurden.

In Wetzlar haben seit 2008 acht Personen, darunter auch Magda Wüstner, das Projekt Christliches Mehrgenerationenhaus forciert. Vorbild war die Alters-Wohngemeinschaft des ehemaligen Bremer Bürgermeisters Henning Scherf (SPD): „Die leben das richtig toll“, fand Wüstner. Die Idee, Leben in dieser Wohnform mit anderen zu teilen, machte sie zu ihrem Herzensanlie-

gen und gewann die Mitstreiter dafür. Bis das Projekt umgesetzt werden konnte, war viel Geduld gefragt. Bauherr war die regionale Wohnungsgesellschaft. Sie stellte das Geld für die Investition zur Verfügung. Der eigens dafür gegründete Verein „WeiterRaum“ beteiligte sich an der baulichen Planung und lieferte die Ideen zur inhaltlichen Gestaltung des Wohnprojektes. Er ist auch dafür zuständig, die Wohnungen zu belegen. Wer einziehen möchte, muss Mitglied werden.

In aller Freiheit

Dem Theologen Michael Stollwerk ist es wichtig, dass sich die Bewohner auf eine gemeinsame Basis einlassen: „Schon in der Vereinssatzung haben wir als Fundament unserer Gemeinschaft das christliche Menschenbild festgeschrieben.“ Aus ihrer religiösen Überzeugung haben die Initiatoren von Anfang an keinen Hehl gemacht. „Potenzielle Bewohner müssen das ertragen können. Unser Schirm ist aber weit gespannt“, sagt Stollwerk. So beginnt die zweimonatliche Mitgliederversammlung mit Andacht und Gebet, und auch bei gemeinsamen Mahlzeiten ist das Tischgebet ein fester Bestandteil. Zweimal pro Woche treffen sich einige zum gemeinsamen Beten. „Dies soll aber kein Gemeindeersatz sein“, betont Stollwerk. Aktuell kommen viele der Bewohner aus Landes- und Freikirchen sowie der Katholischen Kirche. Aber manche fühlen sich konfessionell auch nicht gebunden.

Die Bewohner schätzen die Möglichkeit, miteinander zu leben, inklusive der Freiheit, unter diesem gemeinsamen geistlichen Schirm zu sein. Inwiefern der Einzelne am gemeinsamen Leben teilnimmt, bleibt ihm selbst überlassen. Wer möchte, beteiligt sich an der Gestaltung: Alles kann, nichts muss. Denn jeder pflegt neben der Hausgemeinschaft sein eigenes soziales Netzwerk. Stollwerk selbst hatte sich noch ein bisschen mehr gemeinschaftliches Leben vorgestellt, bevor er dort eingezogen ist. Er hatte eher das Bild einer Kommunität vor Augen, „aber das musste ich schnell loslassen“. Den Einzug hat er trotzdem nicht bereut. Die Bewohner treffen sich immer wieder zu gemeinsamen Aktionen. Manche gehen gemeinsam wandern, andere treffen sich zum Spielen oder einfach zum Klönen im Garten. Im vergangenen Jahr hat die gesamte Hausgemeinschaft auf der Streuobstwiese einer Bewohnerin Äpfel gepflückt.



Fotos: pro, Johannes Weil

Alle unter einem Dach

Zusammen ist man weniger allein. Was für die Protagonisten des gleichnamigen Filmes gilt, trifft auch auf die Bewohner des „WeitenRaums“ in Wetzlar zu: ein Haus auf christlichem Fundament, in dem mehrere Generationen wohnen und Leben teilen – ohne dass sie miteinander verwandt sind. Während traditionelle Familienmodelle an Bindungskraft verlieren, sind Formen gemeinschaftlichen Wohnens in den vergangenen Jahren immer beliebter geworden. | VON JOHANNES WEIL

Auf den ersten Blick ein ganz normales Mehrfamilienhaus:
das Mehrgenerationen-Wohnprojekt „WeiterRaum“

Meist ist das sehr spontan. Wer dabei sein möchte, ist herzlich eingeladen. Viermal im Quartal gibt es ein Café, zu dem die Nachbarn eingeladen sind. So wollen die Bewohner des „WeitenRaumes“ auch ins Stadtviertel hineinwirken. Wenn ein Kaffeetrinken im Gemeinschaftsraum oder auf dem Hof ansteht, wird eine formlose Rundmail oder eine Whatsapp-Nachricht geschrieben. Bei Kaffee und Kuchen oder abends am Grill werden persönliche Anliegen ausgetauscht. So sind neue Freundschaften entstanden. „Das macht und fördert die Gemeinschaft“, erzählen die Beteiligten. Jeder kann seine Ideen einbringen. Unter Druck gesetzt wird keiner, weil jeder die Frei- und Rückzugsräume wertschätzt.



Michael Stollwerk (oben rechts) und Volker Bednarz haben sich intensiv für das Projekt eingesetzt. Links ist Matthias Strassburger zu sehen, der zur jüngeren Generation der Bewohner zählt. Sie alle schätzen die Gemeinschaft des „WeitenRaums“



Mit- und aneinander reifen

Nach zwei Jahren steht nun der erste Auszug an: aus beruflichen Gründen geht ein junges Paar nach Berlin. Angst vor fehlender Kontinuität haben die meisten Bewohner nicht: Die Menschen, die hierherkommen, gehen normalerweise mit einer gewissen Überzeugung heran und wollen längere Zeit dort bleiben. Für die Nachfolgeregelung hat der Verein eine Quote, die er einhalten möchte: „Eigentlich müssen es jetzt junge Leute sein, damit wir weiter auch mehrere Generationen hier haben“, erklärt Bednarz.

Helmut Bartak und Helga Cossmann, die seit 35 Jahren ein Paar und als 75-Jährige die Alterspräsidenten im Haus sind, freuen sich, wenn sie Kinder hören und es laut ist. „Dann ist Leben in der Bude. In meinem ganzen Leben war mir der Kontakt mit jungen Menschen wichtig. Wir lernen doch auch gegen-

„Kommunikation ist das A und O“

Der Jüngste im Haus ist Mattheo. Vor einem halben Jahr ist der Sohn von Anne Graf und ihrem Mann geboren. „Der kleine Mattheo ist unser Kind“, sagen aber auch die anderen Bewohner. Für Grafs haben die vielen Mitbewohner Vorteile: „Mattheo hat sehr viele Omas, Opas, Tanten und Onkels. Obwohl wir durch das Kind weniger flexibel sind, sind wir doch in eine tolle Gemeinschaft eingespannt“, sagt die junge Mutter. „Wir waren nicht von Anfang an bei der Entwicklung des Projekts dabei. Für uns als junge Familie standen andere Dinge im Vordergrund. Deswegen haben wir uns erst spät dafür entschieden, hier einzuziehen.“ Das Konzept des gemeinsamen Wohnens habe sie überzeugt.

Jeder Bewohner bringt sich in Diensten ein, die im Haus anstehen, oder hilft dem anderen bei den Dingen des täglichen Lebens. Pflege von Alten oder Kranken übernehmen die Bewohner aber nicht selbst, wollen allerdings bei Bedarf dafür sorgen, dass professionelle Hilfe ins Haus kommt. „Vielseitig begabte Menschen haben hier schlechte Karten. Wer technisch versiert ist oder Computer reparieren kann, darf oft helfen“, sagt Volker Bednarz mit einem Schmunzeln. Zwei Bewohner haben sich für ihre Aufgaben rund um das Haus – Putzen und Gartenarbeit – zu einer Dienstgemeinschaft zusammengeschlossen. Frei nach dem Motto: „Gemeinsam arbeitet es sich einfach besser.“

seitig voneinander. Schauen Sie sich den Wohnkomplex an: Es sieht hier doch fast aus wie im Urlaub in Italien oder Spanien“, freut sich Cossmann. „Diese Gemeinschaft ist unbezahlbar.“ Volker Bednarz und Mechthild Kühn aus der „mittleren Generation“ genießen vor allem die Treffen und zufälligen Begegnungen, die natürlich im Sommer häufiger vorkommen als im Winter.

Mittlerweile bekommt Bednarz Anrufe von Interessierten aus ganz Deutschland, die Fragen zu dem Projekt haben, es sich anschauen oder Ähnliches durchführen wollen. Der Betrachter hat den Eindruck, dass die Generationen hier miteinander und aneinander reifen und dass dies ihnen gut tut. „Wir haben in dem gesamten Prozess ganz viele Wunder Gottes erlebt“, sind sich Bednarz und Stollwerk einig. Dies habe in der Bauphase begonnen, sich in der Zusammensetzung des „WeitenRaums“ fortgesetzt und werde heute in der Praxis erfahrbar. Bei Konflikten fragten sich alle, was der Gemeinschaft am ehesten diene. Das scheint ein erfolgreiches Rezept für die etwas andere 31er-Wohngemeinschaft zu sein. ■

Bedenke das Ende

Das Leben währt nicht ewig, am Ende steht der Tod. Nur wer das im Leben bedenkt, kann Schwerpunkte darin setzen. | VON BENJAMIN PIEL

Der Tod ist ein Begleiter unseres Lebens. Wir sehen ihn nicht, aber wir kennen ihn, wir fühlen ihn manchmal, springen ihm vielleicht mal von der Schippe, sehen andere sterben und trauern um sie. Oder wir – und das häufig – verdrängen ihn. Für viele Journalisten ist der Tod so etwas wie der Refrain ihrer Arbeit. Etwas Zentrales, das sich wiederholt. Da stirbt jemand und ein Nachruf ist zu schreiben, da gibt es eine tödlich-tragische Geschichte und wir erzählen sie, da verunglückt jemand und wir berichten. Nicht selten kommt die Frage, ob das denn sein müsse, über Unfalltote zu berichten, ob das nicht bloß niedere Instinkte bediene, ob das nicht allein reißerisch sei und also per se schlecht. Nein, antworte ich dann, es muss sein.



Foto: Monika Zurek

Benjamin Piel, Jahrgang 1984, ist Redaktionsleiter bei der Elbe-Jeetzel-Zeitung in Lüchow und Autor der Wochenzeitung Die Zeit. Er hat bereits mehrere Auszeichnungen bekommen, unter anderem 2011 den KEP-Nachwuchsjournalistenpreis und 2014 den Theodor-Wolff-Preis.

„Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden“, heißt es im 90. Psalm. Es ist ein Vers, der mich wie kein zweiter durchs Leben begleitet. An den (eigenen) Tod denken und nicht betrübt, sondern klug werden. Irgendwie verrückt, oder? Meine Frau und ich haben diesen Satz als einen unserer beiden Hochzeitsverse ausgewählt. Manch einer war irritiert und fragte, ob das denn hätte sein müssen. Ja, es musste.

Über tragische Todesfälle zu berichten, über den Tod, über das Lebensende, das muss sein. Es soll nicht zur Obsession, nicht ausgeschlachtet, aber eben auch nicht ausgeblendet werden. Wenn ich an einen Unfallort komme, an dem eine zugedeckte Leiche auf dem Asphalt liegt, dann werde ich andächtig und still, dann erschauere ich und bedenke, dass ich sterben muss. Und wenn ich schreibe, was passierte, dann glaube ich, eine wichtige Sache zu tun, weil auch andere beim Lesen bedenken, dass sie sterben müssen.

Solche Gedanken zu säen, ist inzwischen fast eine Zumutung. Vieles in unserer Gesellschaft ist auf das Individuum hin konzipiert, dessen Zerstörung ist gefühlt die Zerstörung der Welt. „Wenn ich sterbe, dann stirbt alles“, so die unausgesprochene, aber empfundene Scheinwahrheit. Wenn das Ich alles ist, dann ist das Ende des Ichs das Ende von allem. Also schiebe ich diesen Gedanken lieber weg, fasse den Tod, wenn überhaupt, nur mit der Pinzette an. Bloß nicht daran denken. Das ist vielleicht eine Taktik, aber eine unkluge.

Für mich hat das vor allem einen Grund: Wer die Unabwendbarkeit des ei-

genen Todes verdrängt und sich so als einen Unsterblichen denkt oder sich zumindest erträumt, ein solcher zu sein, der verliert die Fähigkeit, Schwerpunkte in seinem Leben zu setzen, und hat es schwer, dem Transzendenten, dem Jenseitigen, Gott, Raum zu lassen.

„Mit dem Tod habe ich nichts zu schaffen. Bin ich, ist er nicht. Ist er, bin ich nicht“, lautet ein Zitat, das Epikur zugeschrieben wird. Hört sich gut an, ist aber falsch. Wer bedenkt, dass er sterben muss, wer weiß, dass er mit dem Tod sehr wohl etwas zu schaffen hat, der ist klug, weil er um die eigene Endlichkeit weiß und deshalb nicht mit seiner Zeit umgeht, als sei sie unbegrenzt. Wer sein Sterben in die Rechnung des Lebens integriert, der setzt Akzente, der fragt sich, was sich lohnt und was nicht. Mit Unfallberichterstattung sprechen Journalisten ihren Lesern indirekt zwar, aber doch unanzweifelbar ein Memento mori zu und fragen: „Was willst du tun mit deiner knappen Zeit, Sterblicher?“. Und ja, das muss sein. ■

Ich koch uns noch schnell ‘nen Kaffee“, tönt es aus der Küche im ersten Stock. Helma Bielfeldt werkelt mit Kaffeepulver und Tassen herum, zwischendurch liest sie Nachrichten auf ihrem Smartphone und versucht, jemanden telefonisch zu erreichen. „Ich muss das hier noch schnell machen“, sagt sie, und aus dem Handy tönt ein Freizeichen. Eigentlich sollte heute ihr Sohn Vincent aus der Schweiz kommen, um sich für eine Lehrstelle bei der Handwerkskammer vorzustellen. Der hat aber verschlafen und den Zug verpasst. Helma – sie möchte geduzt werden – ist in Aufruhr. „Ne! So ein Blödkopp!“, sagt sie liebevoll in ihrem norddeutschen Dialekt.

Helma kommt eigentlich aus Dithmarschen, einer Region in Nordfriesland. Zusammen mit drei älteren Schwestern wächst sie in den 60ern in einem kleinen Dorf auf. So idyllisch wie das Leben in dem Örtchen mit den reetgedeckten Häusern sein könnte, so anders geht es bei Helma zu Hause zu. Ihrer Mutter rutscht nicht selten die Hand aus, der Vater – von Beruf Schreiner – verkriecht sich in seiner Werkstatt und hält sich aus allem raus. „Die Schläge sind täglich gefallen“, sagt Helma. Ihre sonst so fröhliche Stimme wird härter, als sie von ihrer Mutter spricht. Nur widerwillig erinnert sie sich daran. Liebe oder Geborgenheit waren für die kleine Helma Fremdwörter. Immer auf der Hut sei sie vor ihrer Mutter gewesen. Deren Gesten habe sie beobachtet, um den Schlägen zu entgehen. Dafür, dass ihre Mutter sie augenscheinlich nicht liebt, gibt Helma sich selbst die Schuld. „Da kommt das Gör, das ein Junge werden sollte“, wird sie oft vorgestellt. Helma fühlt sich wertlos. Die Bemühungen um Liebe und Anerkennung der Mutter sind zwecklos. Stattdessen wird sie regelmäßig zu Unrecht bestraft. „Das Schlimmste war die Hilflosigkeit, die man als Kind hatte“, sagt Helma heute. Sie versteht im Nachhinein nicht, warum sie „alles für sich abgemacht“ hat, mit niemandem über die Erlebnisse zu Hause geredet hat.

Auch mit ihren Schwestern kann sie das Erlebte kaum teilen, leiden die doch selten unter den Wutausbrüchen der Mutter. Einzige Bezugsperson ist ihre Großmutter, mit der sie ein Zimmer teilt. „Gott liebt dich, und er weiß genau, wie viel Last du tragen kannst“, sagt die zu ihr, wenn Helma besonders leidet. Die Großmutter ist gläubig. Abends betet sie mit Helma, liest ihr Bibelgeschichten vor. Doch dass Jesus ihr helfen würde, glaubt Helma damals nicht. „Ich war der Revoluzzer“, beschreibt die 52-Jährige sich und sieht auch darin einen Grund, warum sie immer mehr abbekam als die anderen. Bis heute hat sie keinen Kontakt zur Mutter. Nachdenklich dreht Helma an einem Ring an der linken Hand, der die Form einer Krone hat. Ihre langen grauen Locken fallen ihr ins Gesicht.

Königinnen der Straße

Anerkennung und Liebe findet Helma im Bikermilieu. Für Mofas und Motorräder interessiert sie sich schon als Teenager. Heimlich bringt sie sich auf dem Mofa ihrer Schwester das Fahren bei. Ein Nachbarsjunge nimmt sie mit zu Bikertreffen. Helma findet Zutritt zu einer anderen Welt. Für sie ist es ein Zufluchtsort: „Das war meine Familie. Es gab keine Schläge. Und man war da wer.“ Zwischen „Benzingesprächen“ am Lagerfeuer, lauter Musik, Alkohol und Motorrädern fühlt sich die junge Frau wohl. „Man musste keine Schminke kaufen, die Klamotten waren immer dieselben. Man musste keinem Idol hinterherlaufen“, erinnert sie sich. Und man wird dreckig. Das ist cool. Schlammschlachten

und Machtkämpfe unter den Bikern genießt sie wie keine Zweite. Mit 18 Jahren kauft sie ihr erstes Moped – eine Honda MB8.

Helma ist damals ein harter Typ. Kräftig gebaut, wie sie ist, und mit lautem Mundwerk kann sie sich in der Männerdomäne behaupten. Endlich ist sie nicht mehr diejenige, die einsteckt, wenn es zwischen verfeindeten Motorradclubs zum Kampf kommt. Sie teilt aus. „Ich genoss es, wenn andere Schmerzen hatten“, sagt sie. Und: „Man hat dann Macht über ein Opfer.“ Das Adrenalin und die Anerkennung, die sie spürt, wenn sie ohne Skrupel zuschlägt, befriedigen sie „unheimlich“. Wenn sie davon erzählt, fällt Helma noch stärker in ihre norddeutsche Ausdrucksweise zurück. Die Worte, die sie wählt, sind knapp, klingen hart. Sie sagt: „Jeder Schlag, den ich versetzt habe, war auch gegen meine Mutter. Jeden Schlag, den sie mir zuviel gegeben hat, habe ich weitergegeben.“ Auf dem Gipfel der Macht fühlt sie sich, als sie ihren eigenen Frauen-Motorradclub gründet. „Queens of the Road“ – Königinnen der Straße – nennen sie sich. Als Präsidentin verteidigt Helma „ihre“ Mädels gegenüber anderen Bikern bis aufs Blut. Sie erkämpft sich Respekt. Niemand legt sich so schnell mit ihr an. „Kaltblütig“, nennt Helma ihr damaliges Verhalten heute.

„Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich mich geliebt und geborgen gefühlt.“

In ihrem Privatleben hat sie die Dinge jedoch kaum unter Kontrolle. Helma blickt heute auf zwei geschiedene Ehen zurück. Beide Male kämpft sie gegen die Eifersucht und den Kontrollzwang der Männer. Ihr erster Mann wird gewalttätig. Vor dem zweiten flieht sie aus ihrem Heimatort nach Kiel. Halt findet sie nur in ihrem Club und unter anderen Bikern. Doch das Doppelleben zehrt an ihr. Oft braucht Helma mehrere Tage, um sich von Saufgelagen und Prügeleien der Bikertreffen an den Wochenenden zu erholen. Trotzdem zieht es sie jedes Mal wieder dorthin.

Immer Angst

Noch etwas anderes macht ihr zu schaffen: Ihre tote Schwester Ingrid erscheint ihr regelmäßig. Ingrid war bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Da wohnte Helma noch zu Hause. Obwohl das Verhältnis der vier Schwestern nicht besonders gut war – mit Ingrid verband Helma etwas. „Ich hab den Boden unter den Füßen verloren“, erinnert sich Helma an die Zeit nach dem Unfall. Dass sie in eine Spirale aus Gewalt, Drogen und Alkohol abrutschte, liege wohl an diesem Erlebnis, meint sie. Hinter der randlosen Brille glitzert es in Helmas Augen. Jahrelang sieht Helma ihre tote Schwester bei Motorradunfällen oder in gefährlichen Situationen auf einmal neben sich stehen. „Sie hat nichts gesagt, sondern mir nur die Hand gereicht“, sagt sie. Gänsehaut macht sich breit.

Bikerin vor dem Herrn

„Kaltblütig“ nennt sie ihr Verhalten. Anderen Schmerzen zuzufügen, befriedigt ihre Sucht nach Macht und Adrenalin. Dass ihr Leben außerhalb des Bikermilieus von Angst und Verzweiflung geprägt ist, verdrängt Helma Bielfeldt. Doch mit einem Tag im November 1998 wird alles anders. Die Geschichte einer radikalen Veränderung. |
VON SWANHILD ZACHARIAS



Auf ihrem Motorrad fühlt sich Helma frei. Sie gehört einem christlichen Motorradclub an

Foto: pro, Swanhild Zacharias

Helma spricht leiser. Sie habe damals immer Angst gehabt. Viel Angst. Und sie sagt, Ingrid habe wie ihre Mutter weiße Magie betrieben. Sie selbst, Helma, habe für eine kurze Zeit nach dem Tod der Schwester Pendeln und Tischerücken praktiziert. Auf dem Friedhof habe sie die Leute dafür kennengelernt. Wie genau, daran kann sie sich nicht erinnern. 15 Jahre alt war sie damals.

Erst mit der Geburt ihrer Tochter Dorothy verändert sich Helma. Dorothy war ein Wunschkind. „Sie gab mir den ganzen Halt für alles, was bei mir kaputt war. Sie war so süß. So knuddelig“, schwärmt sie. Ein Strahlen geht über ihr Gesicht. Lachfalten zieren ihre Augenwinkel, als sie von ihrem „Lila-Trip“ erzählt – die Kleine war fast immer lila gekleidet –, von den dichten schwarzen Haaren des Babys schwärmt und davon, wie es die Herzen der anderen Biker im Sturm eroberte. Alkohol und Zigaretten sind in Gegenwart der Kleinen ab sofort tabu, setzt sie unter den Freunden durch. Die Tochter gibt ihrem Leben Sinn. Helma entdeckt eine nicht gekannte, weiche Seite an sich. Doch der Vater des Kindes, es ist ihr zweiter Ehemann, geht auf Abstand: Einen Jungen hatte er sich gewünscht. Er nimmt Dorothy nicht einmal in den Arm. Auch das zweite Kind, Vincent, nimmt er nicht an, weil der rote Haare hat. „Mein Exmann hat gesagt, das wäre nicht seiner“, sagt Helma. Sie hat heute keinen Kontakt mehr zu ihm.

Ihr Handy klingelt. Vincent ist dran. Es klappt wohl doch noch mit der Lehrstelle, trotz des verpassten Vorstellungstermins. Helma atmet auf und sagt lachend: „So ist Helma. Hier ist immer was los.“ Vincent ist ihr Sorgenkind. Drogen und Beschaffungskriminalität hat er hinter sich. Aber jetzt ist Helma optimistisch. Er sei auf einem guten Weg.

Henning

Heute ist Helma glücklich. Das hat damit zu tun, dass sie nun eine erfüllte Ehe hat, ein geregeltes Leben in einem kleinen Ort in der Pfalz führt und neben den zwei eigenen auch noch drei Pflegekinder hat, die sie liebt. „Meine kleine Maus“, nennt sie die Jüngste. Neun Jahre ist Jacqueline alt und seit einem Dreivierteljahr bei Helma und ihrem Mann Henning. Sarah kam als Baby zu dem Paar. Jetzt ist sie 14 und für die beiden wie eine eigene Tochter. Selina, 17 Jahre, lebt erst seit letztem Jahr bei den Bielfeldts. Aber besonders glücklich ist Helma, weil „ich eine Person gefunden habe, die mich durch und durch liebt“. Sie meint Jesus. Der trat zusammen mit Henning in ihr Leben.

Henning lernt sie durch ihre Bikerfreunde kennen. Er sei schon immer anders gewesen, nicht nur, weil er ein schickes Auto gefahren habe. Er sagt damals zu Helma: „Mein Hobby ist Jesus.“ Das findet Helma komisch. Auf seinem Auto hat Henning einen großen roten Fisch kleben. Sie habe sich gedacht, er müsse wohl beim Unternehmen „Fischer-Dübel“ arbeiten, die hätten das ja als Firmensymbol, erzählt die 52-Jährige und lacht aus voller Kehle. Es ist ein lautes und herzliches, etwas heiseres Lachen.

Trotz der anfänglichen Abneigung interessiert sie sich für Henning. Vom Vater ihrer Kinder ist Helma zu der Zeit schon getrennt. Dorothy und Vincent sind von Henning begeistert und er von ihnen – ein Grund, warum sich eine Beziehung entwickelt. Henning arbeitet in der Pfalz. Monatelang führen die beiden eine Fernbeziehung. Fast jedes Wochenende fährt er nach Kiel. 740 Kilometer pro Strecke.

Ein Tag im November

Eines Tages entdeckt Helma ein buntes Buch in Hennings Regal. Sie schlägt es auf, fängt an zu lesen: Die biblische Geschichte von Lazarus. Helma ist überrascht. Die Geschichte kennt sie von ihrer Oma. „In dem Moment fing ein Kampf in mir an“, sagt sie. Sie sieht ihr Leben aus Gewalt, Alkohol, Okkultismus und Leere an sich vorbeiziehen. „Eine laute, harte Stimme in meinem Innern sagte mir: ‚Du bist nichts wert. Du bist Dreck.‘“ Abgrundtiefe Verzweiflung und Selbstmordgedanken überkommen sie. „Aber es gab eine andere Stimme. Die war viel leiser, beruhigend und liebenswert.“ Und sie spürt die Anwesenheit einer Person im Raum. Sehen kann Helma sie nicht. Nur das Stück eines roten Mantels blitzt in einer Ecke auf. Den sieht sie manchmal heute noch. Helma ist überwältigt. „Der hat mir so viel Liebe gegeben. Für mich war das Jesus. Ich hab Rotz und Wasser geheult und hatte Gänsehaut. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich mich geliebt und geborgen gefühlt.“ Den Tag, an dem sie ihr Leben Jesus gab, wird sie nie vergessen. Es war der 7. November 1998.

Sie sagt, seit diesem Tag kann sie aus vollem Herzen lachen. Und: „Diese Freude, die hab ich beibehalten.“ Helma macht sich keine Sorgen um die Zukunft: „Du kannst alles Jesus geben und der macht das Beste draus.“ Sie glaubt, es hat mit ihrer Oma zu tun, dass sie zum Glauben fand. „Ich höre immer wieder aus dem Rockermilieu, dass es die Omas waren, die gebetet haben.“ Helmas Leidenschaft ist immer noch das Motorradfahren. Aber jetzt ist sie mit ihrem Mann bei den Holy Riders, einem christlichen Club. Das Fahren bedeutet für sie Freiheit und Abschalten. „Und weil ich ja das Couleur (Abzeichen, Anm. d. Red.) von den Holy Riders drauf habe, werde ich auch angesprochen. Das find ich toll“, sagt sie. Die Holy Riders haben klar erkennbar ein Kreuz im Abzeichen.

„So ist Helma“

Auf Helmas dunkelblauem Kapuzenpullover steht: „Jesus Christus – Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Hinter ihr an dem alten Wohnzimmerschrank hängen Bilder und Poster mit Bibelzitaten. Sie stecken zwischen unzähligen Familienfotos und selbstgemalten Kinderbildern – so wie überall in dem verwinkelten Haus, das eine gemütliche Unordnung ausstrahlt. Auf dem alten Esstisch vor der Küche liegen zwei Bibeln neben etwas Tischdekoration herum. Ihre Kinder sind beide vom Glauben „weggerutscht“. Dorothy, die mit Mitte zwanzig gerade in Berlin lebt und eine Ausbildung zur Fotografin macht, rede zwar mit ihr, „aber sie kommt ungern her“, sagt Helma traurig.

Für seine Kinder muss man beten, findet sie. Alle Mütter sollten das tun. Helma hat die Arbeit mit Kindern für sich entdeckt. Lange Zeit hat sie in einer nahegelegenen Grundschule morgens biblische Geschichten vorgelesen. Neulich traf sie ein kleines Mädchen, das sich daran erinnerte und fragte: „Kommst du nicht bald wieder? Die Geschichten sind immer so schön.“ Lernpatin war sie auch schon. Aber jetzt muss sich Helma morgens um ihre Neunjährige kümmern. Deshalb will sie nun mit anderen Frauen in der Kirche im Ort Kinderstunden anbieten.

Ihr Fuß spielt unruhig mit dem linken Pantoffel, die Kaffeetasse dreht sie in der Hand. „So ist Helma. Ich hab ganz viele Projekte im Kopf“, sagt sie lächelnd und schaut auf ihr Handy, das wieder klingelt. ■

Leserreaktionen zu pro 2/2015



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

zu „Ende der Diskussion“

„Wenn die Sau erstmal im Dorf ist, dann wird sie getrieben.“ Das ist die Schlussfolgerung des Bremer Pfarrers Olaf Latzel in dem obengenannten Bericht bezüglich der seiner Meinung nach unmöglichen Vorgehensweise der Medien mit der Kritik auf seine Gideon-Predigt. Allerdings war es Pfarrer Latzel selber, der mit beleidigenden Formulierungen in seiner Predigt Andersgläubige provoziert und damit „die Sau rausgelassen hat“, um in der gleichen Bildsprache zu bleiben. Ohne diese Formulierungen in seiner ansonsten guten Predigt wäre es gar nicht zu Shitstorm und Treibjagd gekommen. Sie waren für manchen Kritiker bibeltreuer und bibelgerechter Predigt und Auslegung aber ein willkommenes Vehikel und eine steile Vorlage, um „Fundamentales“ öffentlichkeits- und werbewirksam zu kritisieren, anzugreifen und anzuprangern.

Gerhard Henrich, Lüdenscheid

Danke, dass Sie das Thema „Political Correctness“ aufgegriffen haben – auch für das ansprechende Titelbild. Das Problem mit Politischer Korrektheit ist nicht nur, dass sie bestimmte Meinungen unterdrückt, sondern dass sie durch die daraus resultierende Einseitigkeit

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteurin Swanhild Zacharias.



Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbrieife@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 77

der Berichterstattung breiten Bevölkerungsschichten ein verzerrtes Bild der tatsächlichen Verhältnisse vermittelt. So können Ideologien installiert werden, die letztlich ins Verderben führen (Euro-„Alternativlosigkeit“, Gender, Islamismus losgelöst vom Islam etc.). Gleichzeitig ist die Einschränkung der Meinungsfreiheit immer eine Voraussetzung für die Etablierung einer – wie auch immer getreten – Diktatur.

Dr. Holger Schmitt, Bonn

Grafisch erinnert das aktuelle Titelblatt an Gefängnis- oder Lagerzensur. Zunächst einmal darf ich doch in Deutschland alles sagen. Und wenn ich eine Position vertrete, die andere nicht teilen, bekomme ich Gegenwind. Wenn diese Kritik obszön und gewalttätig wird, ist das etwas anderes, aber in erster Linie richtet sie sich doch gegen meine politische Meinung und nicht dagegen, dass ich Jesus nachfolge. Ich leide durchaus darunter, dass es eine Haltung gegen das Christentum und gegen evangelikale Kirchen gibt. Nachvollziehbar empfinde ich jede Kritik, die sich gegen die Überheblichkeit, den Stolz oder die pure Richtiggläubigkeit einzelner Personen oder Werke richtet. Und ich frage mich, wie die Lage aussehen würde, wenn wir Christen dafür bekannt wären, dass wir offene Häuser haben, so sehr lieben und im Sinne Jesu ein offenes Herz haben.

Tom E. Laengner, Dortmund

zu „Klassische Familie Wunschbild Nummer eins“

Den tollen und informativen Artikel über die TV-Werbung habe ich mit großem Interesse gelesen. Doch sauer ist mir die Erklärung von Andreas Baetzgen aufgestoßen: „... viel emanzipierter und nicht mehr das Mütterchen, das zu Hause sitzt, die Kinder bekocht und den Mann am Abend begrüßt.“ Von wissenschaftlicher Seite hätte ich eine faire und sachliche Darstellung über die Frauen, die als Hausfrauen im privaten Haushalt Großartiges geleistet haben, erwartet. So aber fühle ich mich und sicherlich viele ande-

re Hausfrauen diffamiert über diese klischeehafte Bezeichnung. Weiß Herr Baetzgen, was solche Frauen, die nicht erwerbstätig sind, außer ihrem Mutter- und Hausfrauenberuf sonst noch alles tun und nicht „zu Hause sitzen“? Oft spielen diese „Mütterchen“ unentgeltlich die Feuerwehr für andere Menschen, wo Berufstätige nicht zur Verfügung stehen können. Ist das nicht auch Emanzipation?

Franziska Walentowski, Piding

zu „Lachen über Fundamentalisten“

Über diesen Artikel kann ich nur weinen. Wo stehen das christliche Abendland und die Kirche? Man kann nur über Fundamentalisten lachen, wenn man keine Gottesfurcht hat. Ich habe nicht Theologie studiert, aber ich lese die Bibel. Und das ist das Fundament, auf dem mein Glaube ruht. Gottes Versöhnung mit der Menschheit durch Jesus wurde in den Dreck gezogen. Aber dass Mohammed andere für seine Pläne sterben ließ, ist bittere Wahrheit. Unsere Zeit hat die meisten Märtyrer durch den Islam. Islamische Länder bedrohen Israel. Wie geht es den Christen in jenen Ländern? Lachen wir darüber? Der Aufsatz zeigt mir, in was für einer Zeit wir stehen.

Gisela Ronning, Werther

zu pro allgemein

Ich lese das pro Medienmagazin und auch den Israel Report (jetzt: Israelnetz Magazin; Anm. d. Red.) seit etlichen Jahren interessiert sowie aufmerksam. Mittlerweile wundere ich mich allerdings immer wieder darüber, dass Mainstream-Themen auch als solche behandelt werden und keinerlei kritische Stimmen seitens Ihrer Redakteure laut werden. Den Unterschied machen! Diese Einstellung würde ich mir wünschen, bei gleichzeitig kritischer Auseinandersetzung mit den Themen. In meinem Ranking gebe ich in jedem Fall der pro einen mehrfachen Punktabzug, da mir das einfach in den letzten Monaten an Haltung zu dünn war und auch noch ist.

Jonathan Rahn, Detmold

Für die Wahrheit ins Feuer

Er kritisierte den Reichtum der Kirche. Und er wollte Gott mehr gehorchen als dem Papst. Genau 600 Jahre sind vergangen, seit Jan Hus am 6. Juli 1415 in Konstanz den Flammentod starb. Der böhmische Theologe und Reformator gilt als wichtiger Vorläufer Martin Luthers. | VON CHRISTOPH IRION



Fotos: picture alliance

Weil er während des Konstanzer Konzils 1415 seine Lehre nicht widerrufen wollte, wurde Hus auf dem Scheiterhaufen verbrannt

Jan Hus hat gemischte Gefühle, als er am 11. Oktober 1414 die Burg Krakovec im heutigen Tschechien verlässt. „Und jetzt“, so schreibt er zum Abschied, werde er sich „mitten unter sehr mächtige und zahlreiche Feinde“ begeben. Mit zwei Wagen und 30 Pferden macht sich seine Reisegruppe auf den Weg. Ziel ist die 600 Kilometer entfernte Bischofsstadt Konstanz. Auf dem Konzil am Bodensee soll der unter dem Kirchenbann stehende Theologe und Reformator aus Prag an den Pranger gestellt werden. Doch er ist auch zuversichtlich: König Sigismund, der das Konzil einberufen hat, schickt ihm zwei Ritter als Begleitschutz. Im Gepäck hat Hus einen Brief, in dem ihm der König freies Geleit zusichert. Vor allem glaubt Hus an den Sieg der Wahrheit: Er geht davon aus, dass er Gelegenheit zu einer Disputation erhält. Doch zu einem fairen biblisch-theologischen Streitgespräch wird es nie kommen – in Konstanz erwartet ihn ein Ketzerprozess.

Jan Hus stammt aus einfachen Verhältnissen. Geboren um 1370 im südböhmischen Husinec (daher sein Name), gelingt ihm in Prag der akademische Aufstieg. Als Philosophieprofessor faszinieren ihn die Lehren des englischen Kirchenreformers John Wycliff (1330–1384). Hus wird Priester. Er predigt in der Prager Bethlehemskapelle nicht auf Lateinisch, sondern in der Sprache des Volkes, auf Tschechisch. Und er wird Universitätsrektor. Im Zentrum seiner Verkündigung geht es um die

„Wahrheit“, die der Mensch „bis zum Tod“ suchen und lieben solle. Hus betont, dass die Heilige Schrift das alleinige Maß für die christliche Lehre sei, der Glaube müsse sich an der Wahrheit von Jesus Christus und dessen Gebot orientieren. Für die Kirchenfürsten heiße das, „dass die Geistlichkeit ehrbar lebe nach dem Evangelium Jesu Christi und verwerfe zur Schau gestellte Pracht, Geiz und Unmoral“. Längst reicht es der Kirche: Die Kurie bestellt den Prager Priester nach Rom. Da Christus das wahre Haupt der Kirche sei – und nicht der weltlich orientierte Klerus –, sieht Hus eine Pflicht zum Ungehorsam: Er bleibt zu Hause und wird dafür aus der Kirche entfernt.

Es kommt noch dicker: In Italien ringen seit der Kirchenspaltung (Schisma) drei Päpste um die Vorherrschaft. Zwei von ihnen verwickeln sich 1412 in einen Krieg. Um die Gegenseite niederzuringen, ruft Papst Johannes XXIII. in einer Bulle, einer päpstlichen Urkunde, einen Kreuzzug gegen seine Widersacher aus. Den will er durch einen Ablass finanzieren: Alle, die Geld spenden, dürfen demnach mit Sündenvergebung rechnen. Jan Hus predigt dagegen an: Ein Kreuzzug sei nur legitim, wenn die Christenheit verteidigt werden müsse. Hier aber gehe es um die „Bekämpfung, Beraubung und Abschächtung von Christen“.

„Konzile können irren“

Als Hus im Herbst 1414 unterwegs ist nach Konstanz, erlebt er zunächst eine Überraschung. Weiden, Sulzbach, Nürnberg, Gunzenhausen, Nördlingen, Ulm und Biberach: „In allen Städten ging es uns gut“, schreibt er. „Wir wurden gut bewirtet“, die Menschen seien sehr offen für seine Predigten gewesen. In Bärnau in der Oberpfalz erwarten ihn bereits Vikare und der Pfarrer, der ihm in seiner Stube einen großen Humpen Wein serviert. Bis in die Nacht wird das Wort Gottes gepredigt und diskutiert. In vielen Wirtshäusern darf er die Zehn Gebote an die Wand kleben.

Am 3. November 1414 trifft Jan Hus in Konstanz ein. Er wohnt bei der Witwe Frida Pfister im heutigen „Haus zur roten Kanne“, das ein Hus-Museum beherbergt. Und sofort gibt es Ärger: Der konziltreue Chronist Ulrich Richental vermerkt, Hus habe „im Haus der Pfistrin“ die Messe gelesen. „Einfache, ungelehrte Leute“ hätten auf ihn gehört. Der Bischof handelt unverzüglich, Hus erhält Predigtverbot. Von Beginn an übernehmen die mächtigen klerikalen Gegner die Regie. Sie sind überzeugt: Hus' Lehren rütteln an den Grundfesten der Kirche. Am 28. November wird Hus festgenommen. Er wird eingekerkert in einem finsternen Verlies, direkt neben der Kloake im Turm des Dominikanerklosters. Heute ist dort das Steigenberger Inselhotel.

Konstanz, Frühsommer 1415. Eine gespenstische Atmosphäre, die in den gut erhaltenen Chroniken festgehalten ist. Hus muss etliche „Audienzen“ über sich ergehen lassen. In diesen

Anhörungen wird der Beschuldigte nicht angehört. Er wird niedergeschrien. Und ausgelacht. Kardinäle, Erzbischöfe, Prälaten, Rechtsgelehrte lassen falsche Zeugen auftreten. Hus sagt: Er hätte mehr „Würde und Anstand“ erwartet. Und König Sigismund knickt ein. Zwar habe er freies Geleit versprochen, aber natürlich müsse Hus Buße tun – mit einem „hartnäckigen Ketzer“ wolle auch er nichts zu tun haben.

Immer wieder die ultimative Forderung: Hus soll Irrtümer bekennen, abschwören, öffentlich widerrufen und in Zukunft das Gegenteil predigen. Hus erklärt, er sei bereit, dem Konzil zu gehorchen. Doch „unter Tränen“ beteuert er, er könne keine Irrtümer widerrufen, die er nie vertreten habe: „Gott weiß ja, dass ich niemals jene Irrtümer gepredigt habe, die man sich ausgedacht hat, indem man viele Wahrheiten wegließ und falsche Behauptungen hinzufügte.“

Für den Konstanzer Buchautor und Literaturhistoriker Walter Rügert, der seit Jahren auf den Spuren von Hus forscht, ist der Fall klar: „Jan Hus ist als Reformator ein Vorläufer Martin Luthers.“ Auch bei Luther habe 100 Jahre später, um 1517 herum, ein Ablassstreit zur Eskalation geführt. Allerdings hat sich Luther erst 1519 intensiv mit Hus beschäftigt. Als seine Gegner ihn mit dem Ketzer aus Böhmen in Verbindung bringen, vertieft sich der Wittenberger in die Predigten aus Prag, studiert Akten aus Konstanz und kontert: „Auch Konzile können irren!“ Ähnlich äußert sich Luther 1521 vor dem Reichstag zu Worms, wo auch er „nichts widerrufen“ wird.

Der emeritierte Göttinger Professor Eberhard Busch, langjähriger Forscher im Bereich der reformierten Theologie, bestätigt ebenfalls, dass „Luther freundlich von Hus geredet und ihn als Vorgänger bezeichnet hat“. Theologisch habe der Prager Reformator aber „andere Schwerpunkte“ gesetzt: „Am eindrücklichsten scheint mir der im tschechischen Christentum bis heute sehr kämpferisch ausgeprägte Wahrheitsbegriff zu sein“, sagt Busch. Diese freiheitlich orientierte „Kampfbereitschaft“ sei ihm auch bei seinen Besuchen in Prag begegnet – in Theologie und Kirche sowie im Umfeld der Demokratiebewegungen.

Konstanzer Konzil 1414–1418

Das 16. ökumenische Konzil (lat. „Zusammenkunft“) ist die größte Kirchenversammlung, die das Abendland bis dahin gesehen hat. Zwischen 1414 und 1418 wird Konstanz am Bodensee zum Austragungsort eines dramatischen religionspolitischen Machtkampfs: Seit 1378 gibt es drei Päpste – und jeder hält sich für den rechtmäßigen Stellvertreter Gottes auf Erden. Wichtigstes Ziel ist die Aufhebung der Kirchenspaltung (Schisma). Am Ende gibt es nur noch einen Papst: Martin V. Angeblich geht es auch um Reformen „an Haupt und Gliedern“ – doch dazu kommt es nicht. Die Konzil-Mächtigen beschäftigen sich dafür intensiv mit der Bekämpfung von Irr- oder Ketzerlehren (Häresie): Am 6. Juli 1415 wird der böhmische Reformator Jan Hus verurteilt und verbrannt. Konstanz hat damals 6.000 Einwohner. Während des Konzils sind es doppelt so viele. Neben Kardinälen, Bischöfen und Fürsten samt Hofstaat zählt der Chronist allein 700 Huren.

Literatur: Walter Rügert, „Jan Hus. Auf den Spuren des böhmischen Reformators“, 2015, Südverlag



Jan Hus (1370–1415) predigt während seiner Zeit als Priester in Prag nicht auf Latein, sondern in der Volkssprache: Tschechisch

„Ketzerführer“ in Flammen

Konstanz, 6. Juli 1415. Die Schatten werden länger. Die Bischöfe sehen ihre Anklage der Ketzerei bestätigt. Nach den Verfahrensregeln wird Jan Hus zunächst im Münster als Priester degradiert. Die Kirchenführer waschen ihre Hände in Unschuld, den Delinquenten übergeben sie der weltlichen Macht. Das Urteil soll vor den Toren der Stadt vollstreckt werden. Man verpasst Hus eine „Schandkrone“. Sie ist mit Dämonen bemalt und trägt die Aufschrift: „Dieser ist ein Ketzerführer.“ Hus wird durch das Geltinger Tor geführt. Überall Menschenmassen. Die Torbrücke stürzt fast ein unter der Last. Westlich, in der Nähe der Vorstadtgräben, liegt die Hinrichtungsstätte „auf dem Brühl“, damals eine „Wiese zwischen Gärten“ im heutigen Stadtteil Paradies. Jan Hus wird auf einen hohen Schemel gehoben, „mit Schuhen und Kleidern“ an einen „dicken Balken“ gebunden. Der Henker schichtet „zwei Fuhren Holzbündel, die mit Stroh vermischt“ sind, „bis an sein Kinn“. Dann schüttet er Pech dazu und zündet „alles an“. Hus schreit. Den Überlieferungen zufolge blickt er zum Himmel, betet laut, singt und fleht: „Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner.“ Zuletzt schlägt ihm „der Wind die Flammen ins Gesicht“. Doch das Werk seiner Feinde geht noch weiter. Peinlich genau und „auf Geheiß“ werden alle verkohlten sterblichen Überreste, Schädel, Knochen und Organe eingesammelt und mit Schubkarren in den Rhein gekippt – um eine Reliquienverehrung in Böhmen zu verhindern.

Dort brechen Hussitenkriege aus. Seither haben viele Machthaber den wahrheitsmutigen christlichen Märtyrer für ihre Ideale und Ideologien vereinnahmt: Jan Hus wurde zum Nationalhelden. 1999 äußert mit Johannes Paul II. erstmals ein Papst „tiefes Bedauern“. Konservative Kirchenhistoriker der Kurie sagen dennoch, der Konzilsprozess von 1415 sei nach damaligem Kirchenrecht formell korrekt gewesen. Das Urteil ist bis heute rechtskräftig. ■

Von Fußball und anderen Göttern

„Turek, du bist ein Teufelskerl! Turek, du bist ein Fußballgott!“ Die Worte des Sportreporters Herbert Zimmermann beim Fußball-WM-Endspiel 1954, bei dem Deutschland seinen ersten Titel holte, sind unvergessen. Und sie waren ein Skandal: Darf ein Fußballer als Gott bezeichnet werden? Welche vielfältigen religiösen Bezüge dieser Sport heute hat, zeigt eine aktuelle Ausstellung. | VON JOHANNES WEIL



Foto: pro, Johannes Weil

Dass Fußball und Religion viele Gemeinsamkeiten haben, zeigt die Ausstellung in der Baseler Barfüßerkirche

Teufelskerl, Fußballgott – gleich zwei religiöse Begriffe schrie der Sportreporter Herbert Zimmermann ins Mikrofon, als Toni Turek 1954 in Bern als Torwart wichtige Schüsse abwehrte: Erstmals holte Deutschland damit den Weltmeistertitel. Und erstmals wurde ein Fußballer als Gott bezeichnet. Obwohl sich Zimmermann noch während der Reportage entschuldigte, wurde er zum Intendanten beordert. Selbst Bundespräsident Theodor Heuss meldete sich zu Wort: Bei aller Begeisterung gehe der Begriff Fußballgott zu weit. Der Journalist musste sich beim Intendanten nochmals öffentlich für seine blasphemische Wortwahl entschuldigen. Auch seine Zukunft als Sportreporter wurde infrage gestellt.

Fußball – Glaube, Liebe, Hoffnung

Die Zeiten haben sich geändert. 61 Jahre später sind Fußball und Religion keine zwei Welten mehr. Oder etwa doch? Eine Wanderausstellung, die zurzeit in Basel zu Gast ist, trägt den Titel „Fußball – Glaube. Liebe. Hoffnung“. Die Idee, beide Themen miteinander zu verknüpfen, hatten Museumsbetreiber aus Amsterdam und Basel. Dort war die Ausstellung zuerst zu sehen. Später wandert sie unter anderem weiter nach Bremen und Moskau.

In der schweizerischen Grenzstadt Basel macht schon die Örtlichkeit die Verquickung der Themen deutlich: An der Front der Barfüßerkirche in der Innenstadt ist ein riesiges Banner mit einem Fußball angebracht. Rebecca Häusel, die Kuratorin der Ausstellung, erklärt: „Fußball stiftet Identität, Sinn und Gemeinschaft. Von daher hat er sehr viel mit der Religion zu tun.“ Fußball bestimme den Lebensrhythmus vieler Menschen und der eigene Verein besitze für seine Anhänger häufig Religionsstatus.

„Fußball ist meine Religion“

Bereits die erste Ausstellungstafel zeigt, wie unterschiedlich sich Fußballer an höhere Mächte wenden. Spieler bekreuzigen sich beim Betreten und Verlassen des Spielfeldes, andere richten in der Kabine ein Gebet nach Mekka oder heben nach einem Tor die Hände gen Himmel. Ein Pastor aus Togo hat für die Weltmeisterschaft 2006 eine ebenfalls ausgestellte Skulptur geschaffen, mit der er die Spieler des gegnerischen Teams an Ketten gelegt darstellt. Das sollte diese sinnbildlich schwächen. Genutzt hat es dem Team nichts, es ist in der Vorrunde ausgeschieden.

Mittlerweile haben die damals verpönten Vokabeln Zimmermanns Einzug gehalten in die Sportsprache der Journalisten. Idole und Helden gelten als „begnadet“. In Italien haben Fußball-Verrückte einen Altar für Diego Maradona gebaut, der einmal mit der „Hand Gottes“ ein Tor gemacht hat: Bei der Fußball-Weltmeisterschaft 1986 hatte der Argentinier mit seiner Hand ein irreguläres Tor erzielt. Der Treffer zählte. Vor laufenden Kameras sagte er: „Es war ein bisschen die Hand Gottes und ein bisschen Maradonas Kopf.“ Erst im Jahr 2005 gab Maradona zu, den Ball mit der Hand gespielt zu haben. Der Altar, der im Miniaturformat in Basel gezeigt ist, sollte ihm in den Zeiten seiner Drogenabhängigkeit helfen, wieder gesund zu werden. Das Ausstellungsstück hat etwas von einer religiösen Reliquie. Es ist beängstigend, wie sehr Menschen ihn mit einem Gott-Status versehen. Die Ausstellung enthält sogar ein Buch über die Grab-

stätten wichtiger Fußballprofis. Quasi für den Fan zum Nachpilgern. Die Nachfrage scheint vorhanden zu sein. „Der Büchermarkt für Themen, die Fußball und Religion verquicken, ist ausgesprochen groß“, weiß Kuratorin Häusel.

Sammelbilder der Fußball-Heiligen

Der geneigte Fußballfan kennt die Panini-Sammelalben. Das Museum präsentiert ein spanisches Sammelalbum, in dem die Sportler in Heiligen-Manier dargestellt sind und aussehen wie in Stein gemeißelt. Darin können spanische Fußballfans die Bilder ihrer Lieblinge sammeln. Im katholischen Spanien sei ein solches Projekt eher denkbar gewesen als in Deutschland, erklärt Häusel. Ferner hätten auch viele Stadien etwas Kathedralenhaftes. So hätten die Architekten das Stadion in München so konzipiert, dass die Menschen beim Besuch eines Spiels aus der Stadt führen und den Alltag hinter sich lassen.

Deutlich wird in der 300 Quadratmeter großen Ausstellung, wie sehr Fußball die Generationen verbindet. Vielleicht ein großer Unterschied zu vielen Kirchen, die sich mehr miteinander zwischen Jung, Alt und denen dazwischen wünschen. Im Fußball stehen unterschiedliche Altersgruppen, Bildungsgrade und Berufe zusammen ein für den „Glauben“ an ihren Verein. Mögliche Trauer- und Gedenkminuten gleichen den Ritualen, die viele christliche Kirchen pflegen. Und dann sind da noch die Rivalitäten der Vereine, die sich entlang der konfessionellen Grenzen hangeln. Prägendstes Beispiel ist wohl die Stadt Glasgow, in der die protestantischen „Rangers“ sich mit den katholischen „Celtics“ duellieren.

Von der Wiege bis zur Bahre

Die Ausstellung arbeitet heraus, wie Fußball Normen und Werte vermittelt. Gerade wenn Fußball in der Sozialarbeit eingesetzt wird, geht es um Teamgeist, Vertrauen in sich und den anderen und Lebensfreude. Besonders deutlich wird auch, dass der Fußballverein in den wichtigsten persönlichen Lebensphasen nicht fehlen darf. Es gibt nicht nur Alltagsgegenstände wie Trikots, Krawatten und Babyflaschen mit dem Emblem des jeweiligen Lieblingsvereins.

Der Verein ist von der Geburt bis zum Tod präsent. Sein Wappen befindet sich auf Windeln und Urnen. Wirklich überzeugte Anhängerinnen von Borussia Dortmund können in einem schwarz-gelben Kreißaal mit BVB-Emblemen entbinden. In Gelsenkirchen, Hamburg und Amsterdam gibt es für Fans auf den Friedhöfen besondere Areale, die mit Blumen in den Vereinsfarben bepflanzt sind. Der Fan-Friedhof in São Paulo hat 70.000 Bestattungsplätze. Ausgestellt ist auch ein Sarg des holländischen Vereins Twente Enschede, mit dem Fans zur letzten Ruhestätte gebracht werden.



Foto: Leszek Szymanski

Kickende Priester oder die „Hand Gottes“: Nicht nur der Glaube an den Verein, sondern auch der an Gott spielt auf dem Rasen eine Rolle

Wo ist die Begeisterung in den Kirchen?

Der religiöse Eifer im Fußball wird in der Ausstellung auch multimedial und interaktiv vermittelt. So können die Ausstellungsbesucher mit einem Mini-Computer ihr Fußballwissen testen. „Das Thema der Ausstellung ist aus unserer Sicht sehr aktuell. Die Hingabe der Menschen zum Fußball in ihrer Freizeit und Lebensplanung berührt und fasziniert“, findet die Kuratorin. Dass die Religion an sich individueller werde, drücke sich auch im Fußball und im Umgang damit aus: „Warum soll Fußball das nicht abbilden?“

Die Ausstellung verdeutlicht Beziehungen zwischen Fußball, Religion und Gesellschaft, die auf den ersten Blick nicht ersichtlich sind. Ob es sich bei Fußball und Religion um zwei Welten handelt? Die Ausstellung will keine Antwort darauf geben, sondern zum Diskurs einladen. Und sie weckt den Wunsch, dass etwas von dieser Begeisterung und der Hingabe beim Fußball auch in den Gemeinden zu spüren wäre. ■

Hilfe aus dem Morgenland

Schon der Besitz einer Bibel kann für Christen im Iran den sicheren Tod bedeuten. Viele fliehen deshalb – auch nach Deutschland. In Berlin beleben die Christen eine alte Kirche wieder. | VON SEBASTIAN SCHRAMM

Dicht gedrängt sitzen die Gottesdienstbesucher auf den hölzernen Bänken, die bei jeder Bewegung laut knarzen. Die Dreieinigkeitskirche in Berlin-Steglitz ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Von hinten betrachtet bietet sich ein ungewohntes Bild: Nur ein paar wenige Blonde oder Ergraute leuchten regelrecht zwischen den vielen Schwarzhaarigen hervor. Und noch etwas ist ungewöhnlich: Neben Pfarrer Gottfried Martens im cremefarbenen Talar steht noch ein weiterer Mann im Altarraum, der die Epistel- und Evangeliumslesungen in Farsi, also Persisch, übersetzt.

Fast zwei Drittel der etwa 800 Gemeindemitglieder kommen aus dem Iran oder Afghanistan. Viele von ihnen mussten wegen ihres christlichen Glaubens fliehen. „Einem Konvertiten droht im Iran der Tod“, sagt Amir Hussein, der vor zwei Monaten nach Deutschland kam. In Teheran besuchte der 35-jährige Architekt eine geheime Hauskirche – manchmal sind es nur fünf oder sechs Gläubige, die sich dort ein oder zwei Mal pro Woche zum gemeinsamen Bibellesen, Gebet und Gesang treffen. Der iranische Staat beobachtet die wachsende christliche Untergrundbewegung aber mit Argwohn. In einige Kirchen hat die Polizei sogar Spitzel eingeschleust. Die Christen werden dann vorgeladen und von einem Gericht wegen angeblicher „Feindschaft mit Gott“ oder anderer vorgeschobener Gründe zu Haftstrafen verurteilt. „Im Gefängnis werden Christen dann oft von Mithäftlingen als Verräter ermordet“, erklärt Hussein. Seiner eigenen Verhaftung entging er nur knapp: Als die Polizei sein Haus durchsuchte und seinen Laptop beschlagnahmte, war er nicht zu Hause – sein Vater hatte ihn telefonisch gewarnt.

Zum Abendmahl können sich jeweils höchstens acht Personen auf die Bank im Altarraum der altlutherischen Dreieinigkeitskirche knien, wo ihnen Pfarrer und Messdiener Brot und Wein reichen. Die Gottesdienstbesucher kennen den Ablauf genau: Bankreihe für Bankreihe erheben sie sich und gehen nacheinander nach vorn. Aufgrund der vollen Kirche dauert es so fast eine dreiviertel Stunde, bis alle das Abendmahl empfangen haben. Viele haben silberne oder goldene Ketten mit imposanten Kreuzen um den Hals hängen. Deren Träger sind stolz, ihr Christsein hier so offen und ungefährdet zeigen zu können.



Abolfazl Amia (links) und Wahid Salimi Hajmahmud sind froh darüber, ihr Christsein in Deutschland so offen und ungefährdet zeigen zu können

„Der iranische Staat will deine Seele“

Fast alle der persischen Christen in Steglitz wuchsen als Muslime auf und sind später zum Glauben an Jesus gekommen. Über 300 der Konvertiten hat Pfarrer Martens selbst getauft – wie viele genau, kann er auf Anhieb gar nicht sagen. Obwohl viele der Flüchtlinge bereits im Iran Untergrundkirchen besuchten, wurden die meisten erst im Ausland getauft. Das Missionieren ist in der Islamischen Republik Iran verboten. „Pastoren werden geköpft, wenn sie taufen“, sagt Abolfazl Amia. Als die zwei Pastoren seiner Hauskirche verhaftet wurden, fühlte er sich im Iran nicht länger sicher. „Ich hatte Angst um mein Leben“, erklärt der 29-jährige Agraringenieur. Eine Zeit lang versteckte er sich vor der Polizei im Haus eines Freundes außerhalb von Teheran. Eigentlich sollte er für seinen Arbeitgeber – er war bei einer großen Straußenfarm tätig – im Januar an der Internationalen



Jede Woche Weihnachten: Die Dreieinigkeitskirche in Berlin-Steglitz ist jeden Sonntag voll – dank hunderter Konvertiten aus dem Orient

Grünen Woche in Berlin teilnehmen. Das Visum hatte er bereits. Da kam ihm die rettende Idee: Mit einem gefälschten Pass reiste er in die Türkei, denn er befürchtete, im Iran zur Fahndung ausgeschrieben zu sein. Von der Türkei aus ging es mit seinem regulären Pass und dem Visum weiter nach Deutschland. Im Iran gebe es keine religiöse Toleranz, sagt er heute. „Der Staat hat einen absoluten Machtanspruch, er will sogar deine Seele.“

Nach dem Gottesdienst steht Pfarrer Martens im Eingangsbereich und verabschiedet jeden Besucher mit einer Umarmung und persönlichen Worten. Es ist ein inniges Verhältnis, das Martens zu seiner besonderen Gemeinde pflegt. Für die Flüchtlinge ist er nicht nur Seelsorger, sondern auch Ratgeber und Helfer in ganz praktischen Dingen. Im Laufe der Jahre ist er zu einem Fachmann für Asylrecht und -verfahren geworden, in Gerichtsverhandlungen musste er schon oft als Zeuge aussagen.

„Pfarrer Martens ist wie Familie, wie ein Vater zu uns“, sagt Wahid Salimi Hajmahmud. Als er neu in Deutschland war, habe er viele Probleme gehabt, sei krank und depressiv gewesen. „Ich habe mir große Sorgen um mein Kind gemacht“, sagt der 30-jährige Teheraner. Seine Frau und den dreijährigen Sohn musste er im Iran zurücklassen. Hajmahmuds Familie hatte Auto, Schmuck und Wertsachen verkauft, um die umgerechnet 10.000 Euro aufzubringen, die ein Schleuser dafür haben wollte, dass er ihn außer Landes bringt. Was folgte, war eine abenteuerliche Flucht über die Türkei nach Bulgarien, wo er verhaftet und von der Polizei misshandelt wurde. Mit 70 anderen Flüchtlingen musste er sich bei Wasser und Brot eine winzige Zelle teilen. Die Polizisten verwehrten den Inhaftierten ärztliche Hilfe. Über Serbien und Österreich gelangte er schließlich nach Deutschland und Berlin. Pfarrer Martens habe sich gut um den durch die Flucht Traumatisierten gekümmert und ihn wieder aufgebaut.

Hajmahmuds Geschichte mit dem Christentum begann bereits im Iran. Eine Bekannte gab ihm vor zwei Jahren eine Bibel. Aus Neugier las er sie. Seine Eltern sind Muslime, er aber mochte den Islam nicht. „Die Friedensbotschaft der Christen hat mich fasziniert“, sagt er. Mit der Bekannten und fünf anderen Christen traf er sich fortan regelmäßig in einer Hauskirche. Jeden Tag tauschte er sich mit ihnen über den Glauben aus. Schon bald stand für ihn fest: „Ich will Christ werden.“ Begeistert erzählte er seiner Familie und seinen Freunden davon. Irgendwann tauchten Polizisten bei ihm zu Hause auf – und fanden seine Bibel. Auch die Wohnungen der Freunde und Pastoren aus der Hauskirche wurden durchsucht. Diese rieten ihm: Geh nicht mehr nach Hause. Mit Hilfe seiner Familie konnte Hajmahmud in einer anderen Stadt untertauchen. Jeden Tag stand die Polizei vor der Tür der Eltern und fragte nach deren Sohn. Eins ist

Hajmahmud klar: Zurück kann er nicht mehr. „Im Iran gibt es keine Freiheit“, erklärt der junge Mann. Die Hauskirche sei für ihn eine Zuflucht gewesen. Dort habe er sich sicher gefühlt und offen sprechen können. „Die anderen Christen waren so hilfsbereit und so gut zu mir.“ Nun ist er in Berlin. Hier sucht er politisches Asyl, weil er in seiner Heimat wegen seines Glaubens verfolgt wird. Aber er macht sich Gedanken um seine Familie, die er unfreiwillig in Gefahr gebracht hat und die nun an seiner Stelle unter dem Mullahregime leiden muss.

Persisches Mittagessen nach Gottesdienst

Geschichten wie die von Hajmahmud hat Pfarrer Martens in seiner wöchentlichen Sprechstunde zu Hunderten gehört. Er hilft den Flüchtlingen in seiner Gemeinde bei ihren Asylanträgen. Einige von ihnen sind sogenannte Dublin-Fälle, die über ein anderes EU-Land nach Deutschland kamen. Sie sollen wieder in jene Länder zurückgehen, in denen sie europäischen Boden zuerst betreten haben. Denn nach EU-Recht sind diese für die Asylverfahren zuständig – könnten die Flüchtlinge jedoch auch in ihre Herkunftsländer abschieben. Norwegen etwa erkennt Konvertiten nicht als politisch Verfolgte an.

Manche der Steglitzer Flüchtlinge kommen nicht nur zum Gottesdienst in die Dreieinigkeitskirche, sie leben auch da: im Kirchenasyl. Aktuell haben drei in einem Gemeinderaum eine provisorische Unterkunft gefunden. Lange war diese Praxis umstritten, weil sie die europarechtlichen Vorgaben der Dublin-Verordnung unterlaufe. Innenminister Thomas de Maizière (CDU) hatte die Kirchen dafür öffentlich gerügt. Ende Februar einigten sich sein Ministerium und Vertreter der Kirchen dann darauf, dass die Gewährung von Kirchenasyl nur in besonderen Härtefällen als letzter Ausweg in Betracht kommt. Die Kir-

chenleitung der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche (SELK), zu der Martens' Gemeinde gehört, stehe bei seinem Engagement für Flüchtlinge hinter ihm, „weil konkret Menschen an Leib und Leben bedroht sind“. Die Unterstützung seiner christlichen Glaubensgeschwister betrachtet Martens als Selbstverständlichkeit. Er sagt aber auch: „Wir helfen Menschen in Not nicht nur dann, wenn sie sich taufen lassen.“ Die Bibel lehre schließlich: „Lasst uns jedermann Gutes tun.“

Nachdem alle Gottesdienstbesucher verabschiedet sind, geht der Pfarrer über eine Treppe nach unten. Im Keller des unscheinbaren Kirchenbaus aus den 1920er Jahren warten schon über 200 Menschen auf ihn. Dicht gedrängt sitzen sie auf Holzstühlen an langen Tafeln zwischen den Stützsäulen. Jeden Sonntag gibt es hier ein gemeinsames persisches Mittagessen. Der Duft nach gebratenem Geflügel erfüllte die Kirche schon während des Gottesdienstes. Der 52-jährige Martens steht in der Mitte des Raumes und versucht mit einer Glocke, sich in dem Stimmen- und Sprachengewirr Gehör zu verschaffen. Es dauert eine ganze Weile, bis endlich Ruhe herrscht. Der Pfarrer spricht ein Dankgebet, dann wird Reis mit Hühnchen und einer orientalisches gewürzten Soße auf Plastiktellern verteilt.

Mit der Glocke in der Hand und einem Dolmetscher an seiner Seite gibt Martens nach dem Essen wichtige Informationen bekannt. Wann der nächste Taufunterricht stattfindet. Und dass er in der kommenden Woche zwar Urlaub habe, die persische Bibelstunde am Samstag aber wie gewohnt stattfindet.

Andernorts werden Gemeinden wegen sinkender Mitgliederzahlen zusammengelegt oder geschlossen. In Berlin-Steglitz ist genau das Gegenteil passiert: Dank der Christen aus dem Orient hat sich die Dreieinigkeitskirche wieder von ihrer Schwestergemeinde gelöst. Mit einem großen Festakt wurde sie am 10. Mai wieder für eigenständig erklärt. ■

Anzeige

„Ein wunderbares Magazin zum Weitergeben“

Das Magazin greift die Sehnsucht auf, die viele Menschen spüren. Die Sehnsucht nach einem gesunden, besseren Leben, nach Erholung in der Natur, nach innerer Ruhe, nach Geborgenheit bei Gott.

Aus dem Inhalt: **LAND&LEUTE:** Ein Sommer auf der Alm **NATUR ERLEBEN:** Sonnenblumen – der Sonne entgegen **IMPULS:** Wieviel Heimat brauchen wir? **LANDKREATIV:** Ein Stück Liebe aus dem Garten

Format: DIN A4, 80 Seiten

Stiftung Marburger Medien • Fon 06421/1809-0
versand@marburger-medien.de www.marburger-medien.de

„... vor Gott und den Menschen ...“

Das deutsche Grundgesetz bezieht sich in seiner Präambel auf Gott. Kirche und Staat sind nicht strikt getrennt. Kritiker fordern das. Was das in der Praxis bedeutet, zeigt ein Blick ins laizistische Frankreich. | VON NORBERT SCHÄFER

Auf dem Hintergrund der Geschehnisse des Nationalsozialismus brachten die deutschen Parlamentarier 1949 mit dem Gottesbezug im Grundgesetz zum Ausdruck, dass über der Autorität des eigenen Volkes Höheres steht. Ob Gott noch in die Verfassung gehört, darüber streiten sich nicht nur Politiker. Derzeit läuft eine religionsübergreifende Volksinitiative für einen Gottesbezug in der Verfassung von Schleswig-Holstein.

Es gibt verschiedene Modelle für das Zusammenspiel von Kirche und Staat. In Großbritannien beispielsweise ist die Queen zugleich Oberhaupt der anglikanischen Kirche. In Frankreich hat der Staat gar nichts mit den Religionen zu schaffen. „Ein Kooperationsmodell, wie wir es auch in Deutschland pflegen, sagt: Staat und Kirche sind nicht strikt getrennt, sondern arbeiten zusammen“, erläutert der Jurist Thomas Traub vom Institut für Kirchenrecht der Universität Köln und Vorstand der Initiative „Christ und Jurist“. Kritiker wollen den Gottesbezug aus dem Grundgesetz entfernen. Die Sicherung der Rechte soll allein in Verantwortung vor den Menschen erfolgen, eine Glaubensgemeinschaft solle nicht bevorzugt werden.

Juristische Bedeutung hat die Präambel ohnehin kaum. „Es gibt nicht eine einzige Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts, für die der Gottesbezug in der Präambel eine wesentliche Rolle gespielt hat. Das ist symbolisches Recht“, erklärt Traub. Nach seiner Auffassung ist das Kooperationsmodell jedoch ein System, in dem sich Religionsfreiheit besonders gut entfalten kann.

Ortrun Lenz sieht das anders. „Laizismus ist die Voraussetzung für Religionsfreiheit“, sagt das Präsidiumsmitglied im Dachverband Freier Weltanschauungsgemeinschaften. Sie vertritt die Auffassung, dass das öffentliche Leben im Staat vollkommen neutral gestaltet werden und auch die Erziehung der Kinder in staatlichen Schulen ohne Indoktrination im Sinne einer bestimmten Religion oder Weltanschauung erfolgen müsse. „Ein Gottesbezug, der sich auf die christliche Religion bezieht, gehört von daher nicht ins Grundgesetz“, sagt Lenz.

„Der Mensch ist ein geistliches Wesen“

In Frankreich sind Staat und Kirche seit 1905 per Gesetz getrennt. Kirchen und Glaubensgemeinschaften sind im Unterschied zu Deutschland als Vereine organisiert, ihnen fehlt beispielsweise der Status als Körperschaften des öffentlichen Rechts. Die Kirchen können daher in Frankreich keine Steuern über den Staat einziehen, sondern müssen sich selbst finanzieren. Der französische Staat erfasst auch die Religionszugehörigkeit nicht. An staatlichen Schulen gibt es keinen Religionsunterricht, an den Universitäten wird keine Theologie gelehrt, nur

an privaten Hochschulen. Das Tragen religiöser Symbole, etwa eine Halskette mit Kreuzanhänger oder ein Kopftuch, ist in den öffentlichen Schulen und Einrichtungen verboten.

„Die Laizität ist bei den Protestanten positiv besetzt“, erklärt Daniel Liechti, Vizepräsident des Nationalrates der Evangelikalen in Frankreich. „Die Familien und die Gemeinden bringen



„Nominatio Dei“ – die Nennung Gottes in der Präambel des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland

die biblische Lehre in die Gesellschaft ein.“ Er befürwortet jedoch aus sozialen und kulturellen Gründen, dass in der Schule Religionsgeschichte und Religion gelehrt wird. „Es ist schon erstaunlich, dass Jugendliche keine Ahnung von der Bibel und Gott haben. Sie wissen nicht einmal mehr, warum man Weihnachten und Ostern feiert. Bilder über Abraham und Isaak, die im Louvre hängen, verstehen sie nicht.“

Inzwischen habe sich auch die katholische Kirche mit dem Laizismus abgefunden, erklärt Liechti. Sie hat 1905 den Großteil ihrer Besitztümer an den Staat abtreten müssen. Die rund 40.000 Kirchengebäude in Frankreich gehören seitdem den Kommunen, die Kathedralen dem Staat. Daher muss auch die öffentliche Hand für den Unterhalt der sakralen Bauten aufkommen.

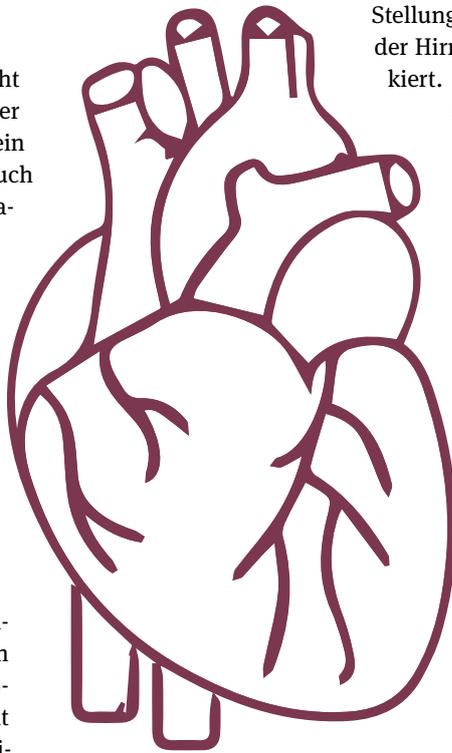
Die Anschläge auf das Satiremagazin Charlie Hebdo haben auch Auswirkungen für Christen in Frankreich. Das Gesetz von 1905 sei nicht für den Islam gedacht, sagt Liechti. „Die französischen Politiker sind wegen des radikalen Islams versucht, die Gesetze zu verschärfen. Am liebsten würden sie alles Religiöse verbieten.“ Dabei wäre „ein lebendiger Dialog aller Religionen auch im öffentlichen Bereich ein viel besserer Schutz gegen Radikalisierung“, meint Liechti. Denn der Mensch sei nun einmal auch ein geistliches Wesen. Daran habe ausgerechnet der Islam die französische Gesellschaft erinnert. ■

Herz um Herz

Für die Evangelische Kirche in Deutschland ist Organspende ein Akt der Nächstenliebe. Immer wieder hat sie Christen in der Vergangenheit dazu ermutigt, anderen auf diesem Weg zu helfen. Doch nur wenige wissen, worauf sie sich mit dem Ausfüllen eines Organspendeausweises einlassen. | VON ANNA LUTZ

Arnd Focke stirbt mit 29 Jahren. Nicht am Ort seines Autounfalls, wo er künstlich beatmet wird und ein schweres Schädel-Hirn-Trauma erleidet. Auch nicht bei der anschließenden Kopfoperation, die die schlimmsten Verletzungen lindern soll. Focke nimmt seinen letzten Atemzug nicht in seinem Krankenzimmer, umringt von Vater und Mutter, die ihn seit dem Unfall täglich besuchen und stundenlang seine Hand halten. Der Mann, der sieben Monate später Vater geworden wäre, haucht sein Leben im Operationssaal aus. Auf seinem letzten Weg begleiten ihn nur die anwesenden Mediziner. Sie öffnen seinen Brustkorb bei schlagendem Herzen, schwemmen das Blut aus dem Hirntoten und kühlen seine noch arbeitenden Organe mit vier Grad kalter Perfusionslösung und Eiswasser. Wahrscheinlich hat Arnd Focke dabei gezuckt, vielleicht ist seine Herzfrequenz gestiegen, vielleicht hat sich sein Gesicht rötlich verfärbt. Das gehört zu den normalen Reaktionen des Körpers auf die Entnahme innerer Organe für eine Organspende. „Lazaruszeichen“ nennen die Mediziner diese Reflexe, meist Bewegungen von Armen und Beinen, wegen derer die Patienten bei der Operation fixiert werden.

Arnd Fockes Eltern Renate und Gebhard Focke wussten nach eigenen Angaben nicht, wie die Ärzte ihren sterbenden Sohn auf die Entnahme vorbereiten würden, als sie ihn vor knapp zwanzig Jahren, kurz nach seinem Unfall, dafür freigaben. Sie wussten nicht, dass sie ihren beim Abschied im Krankenzimmer fast lebendig wirkenden Sohn erst beim Bestatter wiedersehen würden – seltsam verändert, entstellt durch die letzte Operation und mit fest aufeinander gepressten Lippen. „Hätte ich gewusst, dass ich meinen Sohn durch unsere Entscheidung alleine auf einem OP-Tisch sterben lassen würde, ich hätte den Ärzten gesagt, sie sollen uns in Ruhe lassen“, sagt Gebhard Focke im Gespräch mit pro.



Im Jahr 2012 hat die Politik die Organspende in Deutschland neu geregelt. Seitdem gibt es die sogenannte Entscheidungslösung. Das bedeutet, jede krankenversicherte Person ab 16 Jahren wird von den Krankenkassen per Post dazu aufgefordert, einen Organspendeausweis auszufüllen. Jeder Deutsche soll sich mindestens einmal im Leben mit der Frage beschäftigen und sich über seinen eigenen Willen klar werden. Ein Kriterium für die Zulassung zur Organspende ist der Hirntod, also der laut Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung „endgültige, nicht behebbare Ausfall der Gesamtfunktion von Großhirn, Kleinhirn und Hirnstamm“. Die Diagnose muss von zwei unabhängigen Ärzten gestellt werden, die nicht am anschließenden Transplantationsprozess beteiligt sind.

11.000 Menschen warten auf Spenderorgan

Der Deutsche Ethikrat sprach sich im Februar in einer Stellungnahme zwar mehrheitlich dafür aus, dass der Hirntod eindeutig den Tod des Menschen markiert. Eine Minderheit aber hält ihn nicht zwingend für das Ende des Lebens und verweist darauf, dass der Körper auch nach Absterben des Gehirns mit medizinischer Unterstützung noch vielfältige Funktionen haben kann. Im Körper einer hirntoten Frau etwa kann ein Kind heranwachsen. Hirntote schwitzen, ihre Wunden heilen, Männer können eine Erektion haben. Eine Behandlung hirntoter Patienten sei medizinisch trotzdem nicht sinnvoll und ein Behandlungsabbruch ethisch gefordert, erklären die Skeptiker im Ethikrat dennoch. Einig sind sich alle Mitglieder darin, dass der Hirntod weiterhin als Kriterium für die Entnahme von Spenderorganen gelten soll.

Die Medizin ist derzeit auf das Hirntodkriterium angewiesen. Funktionierende und transplantierbare Organe können – mit Ausnahme der Nieren – nur hirntoten Patienten entnommen werden, deren Herz- und Kreislaufsystem künstlich aufrechterhalten wird. Ist der Mensch erst einmal verstorben und Herz oder Lunge länger als mehrere Minuten nicht durchblutet, sind sie nicht mehr zur Spende zu gebrauchen. Und diese wiederum rettet Leben. Denn derzeit warten laut der Deutschen Stiftung Organspende rund 11.000 Menschen in Deutschland auf ein Spenderorgan. Dem entgegen stehen rund 3.800 Transplantationen im Jahr 2014 bundesweit. Nur etwa ein Sechstel dieser Organe stammt von noch lebenden Patienten. Der Bedarf ist bei weitem nicht gedeckt.

Das hat auch die Evangelische Kirche in Deutschland immer wieder thematisiert. In einer gemeinsamen Erklärung mit der katholischen Deutschen Bischofskonferenz aus dem Jahr 1990 erklären die Kirchen die Organspende zu einer Möglichkeit, „über den Tod hinaus sein Leben in Liebe für den Nächsten hinzugeben“. Der Hirntod, so heißt es weiter, markiere zweifelsfrei das Ende des irdischen Lebens. Indem ein Mensch seine Organe spende, könne „noch über den Tod hinaus etwas spürbar wer-

„Hätte ich gewusst, dass ich meinen Sohn durch unsere Entscheidung alleine auf einem OP-Tisch sterben lassen würde, ich hätte den Ärzten gesagt, sie sollen uns in Ruhe lassen.“

den von der „größeren Liebe“, zu der Jesus seine Jünger auffordert“, erklären die Geistlichen. Im Jahr 2009 schrieb der ehemalige Berliner Bischof Wolfgang Huber in der Tageszeitung BZ: „Zur Organspende bereit zu sein, ist eine Möglichkeit, Nächstenliebe zu üben.“ Drei Jahre später erklärte der damalige EKD-Ratsvorsitzende, Nikolaus Schneider: „Nach christlichem Verständnis sind das Leben und damit der Körper des Menschen ein Geschenk Gottes. Diesen kann und darf er aus Liebe zum Nächsten und aus Solidarität mit Kranken einsetzen.“ Eine christliche Verpflichtung zur Organspende aber gebe es nicht. Alle Optionen seien „christlich verantwortbar und ethisch zu respektieren“.

Kritik am Hirntodkriterium

Christiane Thiel, Pfarrerin in Sachsen, sieht das gänzlich anders. Wenn Gemeindeglieder sie um eine Einschätzung des Für und Wider von Organspende bitten, gibt sie eine eindeutige Auskunft: „Von einer Transplantation rate ich immer ab!“ Zum einen sieht sie das Hirntodkriterium kritisch. Wer wisse schon, was ein Mensch, der so klassifiziert werde, noch fühlen könne und was nicht. Zum anderen argumentiert sie theologisch: Der Mensch sei mehr als nur sein Gehirn, Körper und Geist seien biblisch betrachtet eine Einheit. Deshalb lehne sie eine „Ersatzteillagermedizin“ strikt ab, auch wenn ihr klar ist, dass sie damit innerhalb der Evangelischen Kirche in Deutschland und auch im allgemeinen Diskurs in der Minderheit ist. Das Argument der Nächstenliebe sei stark. „Natürlich ist es christlich, etwas für andere zu geben. Aber ob das auch Organe betreffen muss, da bin ich skeptisch“, sagt sie. Es sei nicht Aufgabe des Menschen, Jesus nachzuahmen, indem er sich selbst für andere opfere, sagt sie. Und: „Es ist Teil meiner evangelischen Freiheit, da nachdenklich zu bleiben.“

Nachdenklich sind auch die Evangelischen Frauen in Deutschland. In einem Positionspapier aus dem Jahr 2013 fordern sie ihre Kirche dazu auf, das Thema Organspende kritischer zu beleuchten. Ihr Argument: Angehörige von Organspendern haben keine Möglichkeit, von ihrem Kind oder ihrem Ehepartner Abschied zu nehmen. Sie sehen einen durch die Maschinen vital erscheinenden Menschen in seinem Krankenbett – und das nächste Mal einen Toten. Sterbebegleitung sei bei Organspendern in der Regel nicht möglich, weil Geistliche keinen Zugang zum OP hätten. Die Evangelischen Frauen kritisieren auch das Hirntodkriterium. Ein Menschenbild, das das Individuum auf seine Hirnfunktion beschränke, sei aus christlicher Perspektive mindestens bedenklich. Zudem seien alle Menschen mit einer „unverlierbaren Würde“ ausgestattet, „unabhängig von ihrer körperlichen Verfasstheit und ihren Möglichkeiten zur aktiven Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Das heißt: Nicht die Hirnleistung macht uns zu Menschen, sondern die Beziehung Gottes.“ Niemals könne der Körper als „recycelbare Materie“ verstanden werden, die „zerlegt“ oder „konserviert“ werden solle.

Wer Organe spende, müsse darauf intensivmedizinisch vorbereitet werden. Organspender werden nach Eintritt des Hirntods in der Regel mehrere Stunden, manchmal auch Tage, künstlich beatmet, damit die Organe nutzbar bleiben. Die Qualität der Organe wird geprüft, etwa durch Ultraschall. Auch eine medikamentöse Behandlung ist nicht ausgeschlossen, denn: Der Hirntod bedeutet auch, dass der Körper trotz Maschinen nicht mehr optimal versorgt wird. Hormonausschüttungen unterbleiben, der Elektrolyte- und Wasserhaushalt bricht unter Umständen zusammen. Wer also einen Behandlungsabbruch bei Hirntod in einer Patientenverfügung fordert, zugleich aber einen Organspendeausweis trägt, stellt die Ärzte vor eine eigentlich unlösbare Aufgabe. Im Zweifel entscheiden die Angehörigen.

Die „einseitige“ Benennung der Organspende als „Akt der Nächstenliebe“ müsse die Evangelische Kirche aus Sicht der Frauenvereinigungen aufgeben und auch diejenigen vertreten, die sich gegen eine solche entscheiden. Es sei an der Zeit für eine echte, ergebnisoffene Debatte zu diesem Thema, heißt es in dem Positionstext, den kaum einer kennt.

„Kein Recht auf langes Leben“

Der Berliner Transplantationsmediziner Klemens Budde kennt die Argumente der Organspende-Gegner. Bei allem Verständnis für die emotionale Betroffenheit der Angehörigen sagt er: „Hirntod bedeutet tot.“ Selbst bei einem längst Verstorbenen und Begrabenen lebten noch gewisse Zellen im Körper. Dennoch gehe niemand davon aus, dass dieser noch am Leben sei. „Menschsein heißt, dass ich denken kann, dass es da noch eine Funktion im Gehirn gibt.“ Wenn das Hirn keine Signale mehr sende, bedeute das, dass zum Beispiel das Schmerzempfinden erlösche. „Da bin ich mir als Mediziner sicher“, sagt er. Natürlich sei es bedauerlich, wenn Angehörige nicht angemessen vom Sterbenden Abschied nehmen könnten. „Aber das geschieht doch genauso, wenn meine Mutter auf der Krebsstation liegt und in der Nacht verstirbt, wenn ich nicht dabei bin.“ Doch Budde gibt zu, dass die Aufklärung der Angehörigen verbessert werden könnte. Er wünscht sich speziell dafür geschultes Personal an jedem Krankenhaus. „Immerhin treten Sie mit der Frage der Organspende zum denkbar schlechtesten Zeitpunkt an die denkbar traurigsten Menschen heran. Das sollte nicht gerade der unerfahrenste Arzt tun.“

Gebhard Focke hingegen ist durch eigene Erfahrung von einem Befürworter der Organspende zu deren Gegner geworden. „Ich werde weder ein Organ spenden noch eines annehmen“, sagt er heute. Dass diese Verweigerung andere das Leben kosten kann, nimmt er in Kauf: „Es gibt kein Recht auf ein langes Leben oder auf ein neues Herz“, sagt er. Mindestens aber die Aufklärung der Angehörigen und Spendewilligen will er verbessert sehen, damit es ihnen nicht ergehe wie ihm und seiner Frau damals. ■

Das sagt die Evangelische Kirche zur Organspende: „Angehörige besser vorbereiten“

pro: Sollte ein Christ Organspender sein?

Friedrich Hauschildt: Darauf gibt es keine eindeutige Antwort. Ein Christ kann sagen, er will ein Organspender sein, er kann auch sagen, er will es nicht. Argumente gibt es für beide Seiten.

Im Zusammenhang mit der Organspende hat Ihre Kirche immer wieder von einem Akt der Nächstenliebe gesprochen. Bedeutet das, dass der, der seine Organe nicht spendet, keine Nächstenliebe übt?

Nein. Der damalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche, Nikolaus Schneider, hat 2012 in einem geistlichen Wort zur Organspende betont, dass es in dieser Frage keinen Zwang gibt. Niemand soll unter Druck gesetzt werden.

Bedingung für eine Organspende ist der vorherige Hirntod. Die Bibel betrachtet den Menschen als Einheit von Seele und Körper. Im Alten Testament ist das Herz Sitz des Geistes. Kann der Hirntod für Christen also überhaupt ein endgültiges Todeskriterium sein?

Hirntote wären ganz tot, wenn die Medizin nicht eingegriffen hätte. Sie werden durch die heutigen Möglichkeiten am Leben erhalten, können aber nie wieder in ein selbstbestimmtes Leben zurückfinden. Wenn die Ärzte die Maschinen abstellen, sind sie innerhalb weniger Minuten tot.

Die moderne Medizin hat auch bewirkt, dass bestimmte Querschnittsgelähmte überleben können, obwohl sie innerhalb weniger Minuten tot wären, würden die Beatmungsmaschine abgestellt. Dennoch sind sie deshalb nicht zur Organspende freigegeben ...

Das ist richtig. Durch die maschinelle Unterstützung wird hier aber – wenn auch höchst eingeschränkt – eine Form von würdevollem Leben gewährt. Die Patienten erkennen ihre Verwandten noch, können auf sie reagieren, Berührungen spüren, kommunizieren. Das rechtfertigt die Aufrechterhaltung der Behandlung.

Das heißt, Sie legen fest, ab wann das Leben nicht mehr würdevoll ist?

Wir kommen nicht drum herum, eine Unterscheidung vorzunehmen: Wir achten die Würde eines Menschen, auch wenn dessen Lebensmöglichkeiten sehr begrenzt sind. Wir müssen akzeptieren, wenn Lebensmöglichkeiten an ihr Ende gekommen sind und nur mit technischen Mitteln die Herzfähigkeit aufrechterhalten werden kann, ohne dass eine Chance besteht, in ein noch so eingeschränktes Leben zurückzukehren.

Das Problem taucht aber nur wegen der Möglichkeiten der modernen Medizin überhaupt auf.

Nur weil das Hirn geschädigt ist, ist nicht der ganze Körper tot. Bei solchen Patienten heilen Wunden, Fingernägel wachsen, Babys wachsen im Mutterleib heran ...

Aber auch diese Funktionen sind gänzlich vom künstlichen Blutkreislauf abhängig, der ohne Maschinen nicht aufrechterhalten ist und sich auch nie wieder stabilisieren wird. Problematisch erscheint mir allerdings, dass wir nicht genau wissen, wie das Schmerzempfinden hirntoter Patienten ist.

Die Kirche betont immer wieder ihren Auftrag, die Schwächsten zu schützen. Zählen zu diesen Schwächsten nicht auch eben solche Patienten?

Solange Menschen Anteil an der Würde des Lebens haben, also Freude verspüren können oder zum Beispiel Gemeinschaft empfinden, bemühen wir uns um deren Schutz. Hirntote aber leben nur durch Maschinen. Ansonsten gibt es keine noch so minimalen Zeichen von Leben. Und wir müssen uns vor Augen führen, was geschieht, wenn wir den Hirntod nicht als Kriterium zulassen: Dann gäbe es keine Organspende, weil funktionierende Organe nur Hirntoten entnommen werden können.

Die Organspende macht eine Sterbebegleitung durch Geistliche unmöglich, weil das Herz schließlich auf dem OP-Tisch und unter den Händen von Chirurgen aufhört zu schlagen. Der Patient ist im Moment seines Todes allein, ohne Angehörige und Pfarrer, nur umringt von Ärzten ...

Das scheint mir in der Tat ein grundsätzliches Problem zu sein. Sterbebegleitung bedeutet eigentlich, bei dem Sterbenden zu sein, die Hand zu halten und beim letzten Atemzug dabei zu sein. Das ist auch in anderen Fällen nicht immer möglich, aber es ist unsere Idealvorstellung christlicher Sterbebegleitung. Darauf, dass die Abschiedssituation auch für die Angehörigen derart beeinträchtigt ist, müssen Verwandte des Organspenders besser vorbereitet werden. Vor allem der Spendewillige muss sich bereits im Vorfeld überlegen, ob er diese Einschränkung in Kauf nehmen möchte, um gegebenenfalls anderen Menschen zu helfen, die die Organe benötigen.

Es gibt eine Minderheitenposition innerhalb der Evangelischen Kirche, die sich gegen die Organspende ausspricht. Wird diese Stimme gehört und das Thema diskutiert?

Ja, ich glaube sogar, dass die Debatte heute intensiver geführt wird als vor einiger Zeit. Die kritischen und vorsichtigen Stimmen sind lauter geworden – im Hinblick auf das Hirntodkriterium und auch im Hinblick auf die Sterbebegleitung. Aber eine solche Diskussion zu führen, ist ja eine gut evangelische Art, mit Meinungsvielfalt umzugehen.

Herr Hauschildt, vielen Dank für das Gespräch. ■



Dr. Friedrich Hauschildt ist Vizepräsident des Kirchenamtes der EKD und Leiter der Hauptabteilung Öffentliche Verantwortung.

Es ist grausam, man bekommt kaum etwas davon mit, und doch kommt es bei der Massenflucht aus Nordafrika nach Europa zu unfassbaren Zwischenfällen, bei denen christliche Flüchtlinge von Muslimen wegen ihres Glaubens über Bord geworfen werden – damit die anderen bessere Überlebenschancen haben. Neulich traf es zwölf Christen bei der Überfahrt nach Sizilien, als es auf dem Schlauchboot zu einem Streit um die Wasserreserven gekommen war. In Palermo wurden später 15 muslimische Flüchtlinge aus Schwarzafrika festgenommen. Sie kommen nun wegen „mehrfachen Totschlags erschwert durch religiösen Hass“ vor Gericht. Doch liest man davon etwas in europäischen Medien? Kaum. Wenn das umgekehrt Muslimen auch nur einmal durch Christen geschähe – es wäre der Skandal des Jahres.

Auch die Polizei in Spanien hat zwei Schleuser wegen des Verdachts auf mehrfachen Totschlag festgenommen. Die beiden Männer aus Kamerun sollen während eines Sturms in der Straße von Gibraltar alle christlichen Flüchtlinge von Bord geworfen haben – angeblich aus Angst, dass diese Unglück bringen könnten.

Das Wegsehen und Verschweigen der Medien hat System. Dabei sind die Berichte von Kirchen und Menschenrechtsgruppen alarmierend: Christenverfolgungen im islamischen Raum nehmen dramatisch zu. Immer rücksichtsloser werden Christen drangsaliert, enteignet, gefoltert, umgebracht. Die Massaker der Terrormiliz Islamischer Staat sind nur die Spitze des Eisbergs.

Die gesamte Kulturgrenze zwischen dem muslimischen Norden Afrikas und dem eher christlichen Süden wird blutiger. Kenia sieht sich Angriffen von muslimischen Terrorgruppen aus Somalia ausgesetzt, der Krieg in Mali ist ein Brennpunkt der religiösen Gewalt, die von Somalia im Osten bis in den Senegal nach Westen reicht. Dauerterror herrscht mittlerweile in Nigeria. Dort werden Menschen täglich von der islamistischen Terrororganisation Boko Haram gejagt, verfolgt und getötet, nur weil sie Christen sind. Nun ist auch die Zentralafrikanische Republik betroffen. Dort sickern islamistische Kämpfer aus dem Tschad und Sudan ein und terrorisieren die christliche Bevölkerung. Christliche Dörfer und Kirchen werden von den Milizen geplündert, Frauen drohen systematische Vergewaltigungen. Es kommt zu flächendeckenden Serienmorden. Das Gebiet rund um die Kathedrale von Bangui ist ein „killing field“ der Gegenwart geworden.

Wo bleibt der Aufschrei?

Christen sind die Religionsgruppe, die weltweit am meisten der Verfolgung ausgesetzt ist. Erschütternd ist allein das schiere Ausmaß. 50.000 bis 100.000 Christen werden angeblich jedes Jahr wegen ihres Glaubens getötet. Letztere Zahl nannte der Ständige Vertreter des Vatikans beim Büro der Vereinten Nationen, Silvano Maria Tomasi, vor einer UN-Sitzung in Genf. Andere geben noch höhere Zahlen an. So gehen etwa die beiden

amerikanischen Soziologen Brian J. Grim und Roger Finke in einer Studie von 130.000 bis 170.000 aus Glaubensgründen getöteten Christen pro Jahr aus.

Die Zahlen sind unscharf und umstritten, je nachdem wie viele Bürgerkriegskonflikte in Afrika man als religiös motiviert einstuft oder eben nicht. Doch der Trend ist eindeutig. Auch die Konrad-Adenauer-Stiftung hat in einer Studie festgestellt: In 102 von 198 untersuchten Ländern werden Christen bedrängt oder verfolgt. Der Schrei der Gequälten reicht inzwischen über den halben Erdball. Millionen von Christen leben in akuter Angst. Doch kümmert sich irgendwer darum? Wo bleibt das internationale Hilfsprogramm?

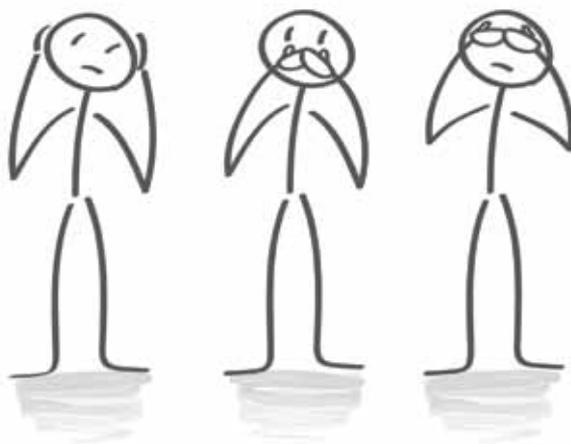
In Europa nimmt man die Massengrausamkeit mit blasierter Gleichgültigkeit hin, als ginge es um irgendein Unglück in der Savanne. Der alte Kontinent schaut gezielt weg. Wo ist das Mitleid hin? Wo kämpft die Frauenbewegung gegen Massenvergewaltigungen, gegen die systematische Entmündigung von Frauen im arabischen Raum, gegen die Geschlechter-Apartheid unserer Zeit? Die Medien tun sich schwer, auch nur über die erschreckenden Fakten zu berichten, weil sie fürchten, die wachsenden anti-islamischen Ressentiments zu verstärken. Das himmelschreiende Leid der Christen wird daher weithin verschwiegen.

Die Strategie des Wegschauens wird uns freilich einholen, weil sie die moralische Integrität des Westens untergräbt: Eine mitfühlende Kultur würde hinschauen, trauern, helfen. Eine stolze Kultur würde protestieren und Widerstand leisten. Jede starke Kultur würde eingreifen und schützen. Europa schaltet hingegen auf den Passivmodus. Zigtausende getöteter Christen pro Jahr sind Völkermord, historisches Unrecht, ein globaler Skandal der Gegenwart. Und ein Angriff auf die gemeinsame Humanität aller Religionen. ■

Kein Wort über tote Christen

Im Mittelmeer werden immer wieder christliche Bootsflüchtlinge von Muslimen ins Meer geworfen. Doch Europas Medien ignorieren die unglaublichen Vorgänge. |

VON WOLFRAM WEIMER



40 JAHRE

1975 -
2015

Foto auf dem Presseausweis: Horst Marquardt sammelte seine ersten journalistischen Erfahrungen im Sozialismus. Später wurde er Pastor. Vor 40 Jahren gründete er den Christlichen Medienverbund KEP mit



Foto: privat

Der Öffentlichkeitsarbeiter für das **Evangelium**

Im Mai 1975 entstand die „Konferenz Evangelikaler Publizisten“, der heutige Christliche Medienverbund KEP. Das Anliegen des neuen Werks: die Öffentlichkeitsarbeit christlicher Werke bündeln und koordinieren. Ideengeber und Mitbegründer Horst Marquardt ist mit 85 Jahren immer noch dabei. Als junger Mann wollte er zunächst seine Heimatstadt, dann den Kommunismus verteidigen – später das Evangelium. | VON JOHANNES WEIL UND NORBERT SCHÄFER

Horst Marquardt wurde am 14. Juli 1929 in Berlin geboren und wuchs dort in einem christlich geprägten Elternhaus auf. Er ging in Berlin, später in Breslau zur Schule, wohin seine Familie zog, als Marquardt zehn Jahre alt war. Im Zweiten Weltkrieg wurde der Vater als Soldat in die Wehrmacht eingezogen und geriet nach dem Ende des Krieges im Westen in Gefangenschaft. Die Mutter flüchtete 1945 mit dem jüngeren ihrer beiden Söhne vor den vorrückenden sowjetischen Truppen aus Breslau in Richtung Berlin. Der ältere, Horst Marquardt, hingegen blieb in der Stadt und meldete sich im Alter von 15 Jahren noch kurz vor Kriegsende freiwillig zum Volkssturm. „Ich wollte Breslau verteidigen“, erinnert sich Marquardt. Erst kurz vor der Einnahme durch die Rote Armee verließ er die Stadt.

Die Familie fand sich später in Neuruppin beim Großvater wieder. Auf der Reise dorthin, beschreibt Marquardt rückblickend, habe er seine Meinung zur Kriegsteilnahme komplett geändert: „Schließlich habe ich diejenigen bedauert, die noch kämpfen wollten.“ In der Sowjetischen Besatzungszone schloss er sich „mit fliegenden Fahnen“, wie er sagt, der Kommunistischen Partei an, da ihm diese vor allem durch die Aufbauleistungen imponierte. „Ich bin damals von einem Fehler in den anderen gefallen“, erzählt Marquardt. Innerhalb der KPD war er Mitglied im Antifaschistischen Jugendausschuss, aus dem sich die Freie Deutsche Jugend (FDJ) entwickelte. Nach den Wirren des Krieges arbeitete Marquardt als Rundfunkredakteur in Potsdam, überzeugt vom kommunistischen System.

Doch dann kam der Sinneswandel. Weil die Fakten, über die er berichten wollte, nicht mit der Parteilinie korrespondierten,

konnte er seine Beiträge nicht veröffentlichen. Marquardt fühlte sich hintergangen. Er wollte und konnte in diesem System nicht länger bleiben. In trostloser Lage griff er nach einem Buch, das er als Erinnerung an einen Verwandten bei sich führte, aber noch nie gelesen hatte. Es war ein Neues Testament. Ein Bibelwort, 2. Timotheus 3,13-17, traf und berührte Marquardt in seiner Gemütslage: „Mit den bösen Menschen aber und verführerischen wird's je länger, je ärger ... Du aber bleibe in dem, was du gelernt hast ...“ Er fand seinen Halt bei Gott, ging nach Westberlin, studierte Theologie und wurde Pastor der Evangelisch-methodistischen Kirche in Berlin, Wien und Wetzlar. In Wien kümmerten sich der junge Pastor und seine Frau um Flüchtlinge der ungarischen Revolution. „Wir haben damals 250 Flüchtlinge in unserer Kirche untergebracht. Zudem haben wir ein Mädchenheim für junge Frauen aufgebaut, die nicht auswandern konnten“, erinnert sich Marquardt. „Wir hatten damals keinerlei finanzielle Rücklagen, aber Gott hat uns die Hände gefüllt. Das war eine prägende Erfahrung für die kommenden Jahre. Gott machte etwas aus nichts.“

Gegen die Hofberichterstattung

Diese Erfahrung hat Marquardt auf seinem weiteren Lebensweg begleitet. 1960 kam der Ruf nach Wetzlar, wo er mitverantwortlich für den Aufbau des christlichen Senders Evangeliumsrundfunk (ERF) war. Hier konnte er seine beiden Leidenschaften miteinander verknüpfen: Theologie und Journalismus. Zunächst war er als Programmdirektor für die inhaltliche Ausrichtung des

Senders verantwortlich, danach leitete er bis 1993 das Werk als Direktor. Mit seinem Pioniergeist gründete er zudem 1970 mit anderen die evangelikale Nachrichtenagentur idea, deren Vorsitzender er bis heute ist. Und 1975 rief er den Christlichen Medienverbund – damals noch unter dem Namen Konferenz Evangelikaler Publizisten (KEP) – ins Leben, zusammen mit dem Verleger Friedrich Hänssler und der Pfarrerin Bärbel Wilde. Es war eine Zeit, in der die Redakteure ihre Texte noch mit der Schreibmaschine schrieben und das Faxgerät eines der Hauptkommunikationsmittel war. Über das Land wehte der missionarische Geist des Internationalen Kongresses für Weltevangelisation, der 1974 im schweizerischen Lausanne stattfand. Sein Ergebnis war die Lausanner Verpflichtung, die zum Ziel hatte, aktiv die Ausbreitung des Christentums zu fördern. Warum brauchte es da also noch den Christlichen Medienverbund KEP?

„Es gab Bemühungen im Land, den Menschen Glauben madig zu machen. Wenn acht Studenten Bischöfe mit Eiern bewarfen, tauchte eine Meldung in den Medien auf. Aber nicht, wenn 10.000 junge Leute gemeinsam beteten. Die Kirchenfunk-Redakteure lieferten Hofberichterstattung ab“, erinnert sich Marquardt. Die KEP sollte einen Gegenpol dazu bilden und die evangelikale Medienarbeit bündeln. „In dem Slogan ‚Mehr Evangelium in den Medien‘ liegt alles drin“, erklärt der 85-Jährige. Denn dieses sollte die neue Organisation mit Büchern, Musik, Filmen und Zeitschriften verbreiten. „Gläubige Menschen wie Horst Deichmann kamen in den säkularen Medien ohne Häme vor. Aber es gibt Hunderte anderer Christen mit einer großen, ordentlichen Lebensleistung, die dies nicht schaffen. Die KEP sollte solche positiven Geschichten unters Volk bringen“, erzählt Marquardt. „Wir hatten das Gefühl, dass wir den Menschen helfen sollten, etwas zu sagen, statt nur gegen die säkulare Berichterstattung zu schießen.“



Foto: Christlicher Medienverbund KEP

Verleger Friedrich Hänssler, Horst Marquardt, Unternehmer Waldemar Murjahn beim zweiten Evangelikalischen Medienkongress

als Arbeitsbereich dazu. Außerdem wurden dort Christen darin geschult, Medien bewusst zu nutzen und deren Berichterstattung kritisch zu begleiten.

„Wir brauchen Vordenker“

Als ERF-Direktor wurde Marquardt immer wieder von seinen Mitarbeitern gefragt, ob Gott auch heute noch Wunder tue. „Allein die Tatsache, dass Gott drei große christliche Werke im beschaulichen Wetzlar fast nur durch Spendengelder finanziert, ist schon ein Wunder“, sagt Marquardt bis heute. Im Rückblick sieht er, dass sich in 40 Jahren die Akzente verschoben haben. Für die Zukunft wünscht er sich vom Christlichen Medienverbund eine stärkere Medienbeobachtung „nicht nur für die Masse, sondern für die Meinungsmacher“. Er sagt: „Wir brauchen auch Vordenker, die zeigen, was einmal nach Facebook kommt.“

Im Juni konnte Marquardt mit seiner Frau Irene auf 60 gemeinsame Ehejahre zurückblicken. „Mein Beruf war mit sehr vielen Reisediensten verbunden. Von daher bin ich dankbar, dass meine Frau alles verständnisvoll mitgetragen hat. Vieles ging zu ihren Lasten“, betont der vierfache Vater. Von seinen zahlreichen Ehrenämtern hat er die meisten mittlerweile abgegeben. Doch nach wie vor ist er Vorsitzender von idea und des Kongresses Christlicher Führungskräfte. Auch im Vorstand des Christlichen Medienverbundes KEP ist er noch. Mit seinen 85 Jahren hat er zwar einige Gänge zurückgeschaltet. Aber der Wunsch, mehr Evangelium in die Medien zu bringen und mit christlichen Inhalten am Puls der Zeit zu sein, wird in ihm wohl nicht erlöschen. ■



Foto: pro, Johannes Weil

Seine Frau Irene stärkte ihm bei allen seinen Diensten den Rücken. Die beiden sind seit 60 Jahren verheiratet

Ein erster großer Schritt war der Christliche Medienkongress in Böblingen 1982. „Wir haben verschiedene Medienschaffende zusammengeführt. Dies war ein Paukenschlag. Zudem wurde der Kongress per Satellit übertragen. Wir wollten das hervorheben, was das Evangelium ausmacht.“ Im selben Jahr stieg Wolfgang Baake bei der KEP ein. Als Geschäftsführer prägte er deren Arbeit für mehr als 31 Jahre maßgeblich.

Ein Ziel der KEP sei von vornherein klar gewesen, sagt Marquardt: Junge Christen für ihre journalistischen Tätigkeiten fit zu machen. Deshalb kam 1987 die Christliche Medienakademie

Da ist was dran

Das Magazin DRAN NEXT aus dem Bundes-Verlag richtet sich mit Themen über das Leben, den Glauben und Fragen der Zeit an junge Erwachsene. Ein Redaktionsteam von 25 freien Mitarbeitern erstellt acht Ausgaben im Jahr. Die Autoren kommen selbst „aus der Mitte des Lebensgefühls, in das wir hineinschreiben“, sagt Chefredakteur Pascal Görtz. Für pro hat er einige freche Fragen beantwortet.

| VON JONATHAN STEINERT

Erst „dran“, jetzt „DRAN NEXT“ – wie wird die nächste Neuauflage des Magazins heißen?

- DRAN NEXT2
- DRAN überNEXT
- DRAN NEXTNEXT
- *Suchen Sie sich einen Titel aus. Entscheidend sind uns die Inhalte, dass drin ist, was dran ist: Aufbauende, aber auch selbstkritische Texte, die unseren Glauben und unseren Lebensstil konsequent weiterbringen.*

In einer der jüngsten Ausgaben haben Sie „10 provokante Fragen an Pascal Görtz“ beantwortet. Machen Ihnen Multiple-Choice-Fragebögen eigentlich Spaß?

- Ja, denn Schreiben ist eigentlich gar nicht so mein Ding.
- Ja, denn das erinnert mich an meine erfolgreiche Theorie-Fahrprüfung.
- Nein, aber das steckt seit meinem Psychologiestudium so in mir drin.
- *Ja. Das steckt seit meinem Psychologiestudium so in mir drin. War übrigens nur mein Nebenfach. Im Hauptfach Theaterwissenschaft – ich kann also auch frei reden.*

In jenem Fragebogen teilen Sie mit, dass Sie keinen Artikel bringen würden, „der als Bild-Aufmacher einen Leuchtturm benötigt“. Was haben Sie gegen Leuchttürme?

- Grundsätzlich nichts. Aber das Motiv ist in regelmäßigen Abständen für das Cover des Magazins „Aufatmen“ reserviert, das auch in unserem Verlag erscheint.
- Unsere Zielgruppe kennt die Bedeutung von Leuchttürmen nicht. Für sowas gibt es heute Apps.
- Es gefällt mir halt einfach nicht.
- *In unserer Bildsprache bemühen wir uns um Alltagsnähe und ein authentisches Lebensgefühl, weil uns Symbolbilder langweilen. Sollten wir also mal das Porträt eines Leuchtturmwärters bringen, ist sogar ein Leuchtturm denkbar.*

Eine Partnerbörse gibt es in Ihrem Magazin nicht. Stattdessen schreiben in der Kolumne „Ich such dich“ je drei Singles solange Texte, bis sie einen Partner finden. Was machen Sie, wenn ein Autor mehrere Jahre dafür braucht?

- Dem beugen wir vor: Wenn es innerhalb eines Jahres zur Verlobung kommt, finanzieren wir die Feier.
- Wenn es länger als zwei Jahre dauert, schreiben wir das Ende vor.
- Nichts. Leser-Blatt-Bindung nennt man das. Sie glauben nicht, wie die Leser mitfiebern.
- ...

Ihre Themen sind z.B. die Wiederentdeckung der Glasflasche, fair gehandelte T-Shirts, nachhaltige Brötchen und Hometrainer, die Rapsöl pressen. Wie öko ist DRAN NEXT?

- Irgendeinen Trend müssen wir ja mitmachen.
- Nicht zu vergessen: das umweltfreundlich hergestellte, ungebleichte, recycelte Papier des Magazins.
- Wir planen zukünftig sogar die Auslieferung per Fahrrad.
- *Gerade ausreichend. Wir haben den Eindruck, dass junge Erwachsene ganz prima mit sozialer und ökologischer Verantwortung umgehen können und darin Glaubensherausforderungen außerhalb ihrer Gemeinden entdecken. Das gehört ganz organisch zu unserem Kernthema: einem handfesten, alltagsrelevanten Glauben.*

Da wurde doch in Ihrem Magazin tatsächlich ein Buch rezensiert, das Sie selbst herausgegeben haben („Das Wortprojekt“). Wie journalistisch unabhängig war denn der Autor dieser Rezension?

- Die habe ich, Pascal Görtz, unter Pseudonym gleich selber geschrieben, schließlich weiß ich am besten, worum es im Buch geht.
- Das sehen wir hier nicht so eng. Die meisten Sachen, die wir rezensieren, sind ohnehin aus unserem Verlag.
- Der Herausgeber dieses Buches bin gar nicht ich. Der hat nur meinen Namen als Pseudonym verwendet.
- *Als erstes bekommen Sie mal ein Exemplar aufs Haus – zum Rezensieren natürlich! Unterschätzen Sie nicht meine Kritikfähigkeit und das Kritikniveau in unserem Verlag. Wir schätzen unabhängige Meinungen, weil sie uns in Bewegung halten. Beim Wortprojekt ging es übrigens darum, mein freies Redaktionsteam zu würdigen, von dem die Texte stammen.*

DRAN NEXT will ein „Magazin zum Selberglauben“ sein. Es gibt da eine Rubrik, in der Sie Fragen wie diese stellen: „In welchem Zustand befinden sich deine Fingernägel?“ Wir verstehen den Zusammenhang nicht ganz ...

- Wir auch nicht.
- Oh, die muss vom Praktikanten gewesen sein.
- Dass immerhin vier Leute online darauf geantwortet haben, zeigt doch, dass sie irgendwie relevant ist.
- *Verachten Sie nicht das Banale! Die Fragen sind eine Art Bewusstseinsübung, sie leben vom Überraschungsmoment. Bewusstheit ist entscheidend: Wir sind überzeugt, dass ein mündiger Glaube seiner selbst bewusst sein muss.*

Apropos Fragen:

Warum ist das Titelthema so oft als Frage formuliert?

- Warum nicht?
- Weil wir das Magazin sind, das auf alles eine Antwort gibt.
- Die Weisheit eines Menschen erkennt man an seinen Fragen. Darum.
- *Eine gute Frage ist uns eben wichtiger als eine vorschnelle Antwort. Denn gute Fragen führen zu durchdachten Antworten, von denen wir auch so einige im Heft haben.*

Bitte vervollständigen Sie diesen Satz:

Unser Art Director hat ein Faible für State-of-the-art Fotofilter, Überbelichtung und Gegenlichteffekte ... und deshalb sehen die meisten Fotos unseres Magazins für junge Erwachsene etwas „alt“ aus.





Michelle Obama unterstützte die Social Media-Kampagne #BringBackOurGirls



Mit diesem Twitter-Foto von Jeremy Courtney begann eine Solidaritätswelle für Christen im Irak

Foto: Jeremy Courtney @JCourt / Twitter

Solidarität, aber nicht für alle

Der Anschlag auf das französische Satiremagazin Charlie Hebdo löste in den sozialen Netzwerken eine Welle von Solidaritätsbekundungen aus. Das Attentat auf eine kenianische Universität zu Ostern, bei dem über 150 Menschen getötet wurden, fand in denselben Medien fast keine Beachtung. Woran liegt das? | VON MARTINA SCHUBERT

Paris, 7. Januar 2015: Die Attentäter Saïd und Chérif Kouachi stürmen in die Redaktionsräume des französischen Satiremagazins Charlie Hebdo und töten zwölf Menschen. Mit dem Hashtag #JeSuisCharlie (Ich bin Charlie) solidarisierten sich laut Twitter France allein in den ersten 24 Stunden nach dem Anschlag Twitter-Nutzer in über 3,4 Millionen Tweets mit den Opfern.

Garissa, 2. April 2015: Terroristen der somalischen Miliz Al-Shabaab greifen den Campus des staatlichen Garissa University College in der kenianischen Stadt an und töten 148 Menschen, zudem sterben die vier Attentäter. Unter dem Hashtag #JeSuisKenyan (Ich bin Kenianer) reagierte die Twitter-Gemeinde vom Morgen des Anschlags, Gründonnerstag, bis zum darauffolgenden Morgen im Vergleich zu Paris sehr zurückhaltend: Knapp 7.000 Tweets zählte die französische Nachrichtenseite rtl.fr.

Die Terroranschläge in Paris und in Kenia waren beide grausam, blutig und tödlich. Während das Attentat in Frankreich eine enorm große Berichterstattung in den westlichen Medien hervorrief, gingen die Gräueltaten in Garissa mit zwölf mal mehr Opfern fast unter. Dieser Unterschied ist beispielhaft für die Nutzung von Nachrichten.

An Katastrophennachrichten gewöhnt

Die Gründe dahinter sind vielschichtig. Oliver Quiring, Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Mainz, erklärt: „Frankreichs kultureller Hintergrund ist ein ähnlicher wie der deutsche. Es ist ein befreundetes, nahes Land, von dem wir dazu nicht gewohnt sind, dass tatsächlich ein Anschlag in dieser Größenordnung passiert.“ Zwar beachteten Nutzer negative Nachrichten mehr als positive. Aber: Bei Afrika gebe es „leider eine gewisse Vorgewöhnung an Katastrophennachrichten. Außerdem ist es uns wirtschaftlich und kulturell nicht so nahe“. Das sei entsprechend der Nachrichtenwerttheorie typisch: „Je weiter etwas weg ist, desto mehr muss passieren, dass man darauf aufmerksam wird.“ 150 Tote reichen offenbar kaum aus.

Nicht nur die geographische Entfernung, sondern auch die kulturelle, wirtschaftliche oder politische Distanz spielt eine Rolle. „Der Anschlag auf Charlie Hebdo wurde von vielen Menschen als ein Angriff auf unser eigenes Weltbild und unsere kulturelle Identität verstanden. Die teilweise sehr saftige, und sehr verletzende Art der Satire gehört trotzdem noch zu dem, was viele tolerieren“, sagt Quiring. Zu Geschehnissen in Afrika habe ein Großteil der Europäer weniger Bezug. Zudem fehlten die persönlichen Beziehungen. Der Kommunikationswissenschaftler meint: „Wenn dasselbe wie in Kenia in den USA passiert wäre, hätten wir wahrscheinlich drei Tage lang nichts anderes in den Zeitungen und im Fernsehen gehabt.“

Bei dem Charlie Hebdo-Attentat waren zudem die Opfer mit Gesicht und Namen bekannt. „Während das bei den über 150 Menschen in der kenianischen Universität schon schwer funktionierte.“ Bei den New Yorker Terroranschlägen vom 9. September 2001 gab es zwar noch viel mehr Todesopfer, über 3.000 Menschen starben damals. „Die Medien haben aber einzelne



Mehrere Millionen Male twitterten Nutzer #JeSuisCharlie

Foto: Olivier Ortelpa, flickr (CC BY 2.0)



Kenia: Mitgefühl als Graffito

Foto: picture alliance

verstorbene Personen herausgegriffen dargestellt; den Feuerwehrmann, den Versicherungsmakler, Angehörige der Opfer. Somit wird eine Tragödie für den Menschen verständlicher und greifbarer, als wenn er es mit der reinen Zahl zu tun hat“, sagt Quiring.

Dass der Anschlag in Kenia nur wenig öffentliche Aufmerksamkeit in den Nachrichten und den sozialen Online-Netzwerken erfuhr, ärgerte auch einige Twitter-Nutzer. Ihren Unmut äußerten sie mit den Hashtags #147NotJustANumber (147 – die anfängliche Opferzahl, später 148 – ist nicht nur eine Zahl) und #TheyHaveNames (Sie haben Namen).

Die westliche Twittersphäre

Im vergangenen Sommer vertrieb die Terrororganisation „Islamischer Staat“ unter anderem Christen aus Mossul. Die Milizen kennzeichneten von Christen bewohnte Häuser mit einem roten „N“, was für Nazarener steht. Der im Irak lebende Amerikaner Jeremy Courtney initiierte den Twitter-Hashtag #WeAreN (Wir sind alle Christen). Vor allem westliche Internetnutzer folgten seinem Appell, schreibt die Neue Zürcher Zeitung, und setzten das Zeichen und den Hashtag in ihren sozialen Netzwerken ein.

Die weltweit meisten Twitternutzer leben laut einer Liste der Plattform Sysomos, die soziale Netzwerke beobachtet, in den USA, gefolgt von Großbritannien, Kanada und Australien. Auch Deutschland und Frankreich sind in den Top Ten, Südafrika ist auf Platz 10. Es ist das einzige afrikanische Land unter den ersten fünfzehn Ländern. Darauf folgen asiatische und weitere europäische. Die Großzahl der Twitter-User lebt demzufolge in der westlich geprägten Welt.

Dass dort die öffentliche Aufmerksamkeit für Geschehnisse auf dem afrikanischen Kontinent dürftig ist, ist kein neues Phänomen. Der deutschen und internationalen Presse wird etwa bei der Berichterstattung über den Völkermord in Ruanda 1994 vorgeworfen, sie habe unzureichend und mitunter falsch darüber berichtet. Das liegt für Allan Thompson, Journalismus-Professor an der Carleton University, nicht nur daran, dass ausländisches Personal aus der Region abgezogen wurde, sondern auch am Desinteresse der westlichen Medien.

Der fremde kulturelle Hintergrund, eine Gewöhnung an schlechte Nachrichten aus Afrika: Das lässt sich auf andere aktuelle Vorfälle übertragen, etwa Flüchtlingskatastrophen im

Mittelmeer oder Anschläge der Terror-Miliz Boko Haram, beispielsweise das Massaker in der nigerianischen Stadt Baga Anfang Januar, dessen Opferzahl von Hunderten bis zu 2.000 Menschen schwankt.

Ein Schlaglicht ist die Twitter-Kampagne für die über 270 von Boko Haram entführten nigerianischen Mädchen mit dem Hashtag #BringBackOurGirls (Bringt unsere Mädchen zurück). Die US-Präsidenten-Gattin Michelle Obama unterstützte diesen Aufruf, der zu dem Zeitpunkt bereits eine Million Retweets hatte. Der Prominenz-Faktor brachte der Kampagne zusätzliche Aufmerksamkeit, der britische Premier David Cameron folgte Obama und setzte sich für die Mädchen ein.

Doch eine Social Media-Kampagne allein kann nichts bewirken. So fragte etwa die Zeitung Washington Post: „Kann Twitter-Aktivismus unsere Mädchen zurückbringen?“ Die Antwort ist: Nein, nicht allein. Mehrere Millionen Tweets konnten bis jetzt nicht dafür sorgen, dass die entführten Mädchen gerettet wurden. Einige von ihnen haben fliehen können. Die Social-Media-Kampagne führte aber zumindest dazu, dass sich die nigerianische Regierung offen zeigte für ausländische Hilfe.

„Das ist keine klassische Solidarität“

Auch Kommunikationsprofessor Quiring sieht die Solidarität im Netz skeptisch: „Ich habe drei Tage lang bei Facebook JeSuisCharlie als Titelbild. Aber ist das wirklich eine Form von Solidarität? Das kostet mich ja nichts. Es ist eine Meinungsäußerung, aber klassische Solidarität, auch im christlichen Sinne, als klassische Nächstenliebe, als gelebte Hilfe, für die man selbst einen Aufwand betreiben muss, ist es nicht.“ Die Netz-Solidarität werde meistens hervorgerufen, wenn es um Kinder, Stark gegen Schwach, kuriose Einzelfälle oder menschliche Tragödien gehe. Ausbrechen aus diesen Mechanismen der Nachrichten ist schwer. Quiring meint, es sei „naiv, zu glauben, man könnte sich die entsprechenden Informationen einfach im Netz zusammensuchen. Das muss guter Journalismus eigentlich für die Gesellschaft leisten.“ Der beste Weg, um sich ein Bild zu machen, sei „die direkte persönliche Anschauung“ oder ein engerer Kontakt zu Menschen aus betroffenen Ländern: Empörung über die schlimmen Ereignisse in Afrika habe er vor allem bei Menschen beobachtet, die eine persönliche Beziehung zu dem Kontinent gehabt hätten. ■

Preisträger, Laudatoren
und Veranstalter des
Goldenen Kompasses
2015



Die Buchautorin Esther Maria Magnis wurde für ihr autobiografisches Buch „Gott braucht dich nicht: Eine Bekehrung“ ausgezeichnet. Darin schildert sie den Krebstod ihres Vaters und ihres Bruders. In allem Leid gelingt es ihr am Ende, die Schönheit Gottes zu entdecken. Mehrfach habe sie darüber nachgedacht, die Arbeit vorzeitig abzubrechen, weil sie derart schmerzvoll gewesen sei, sagte die zweifache Mutter bei der Preisverleihung. Die Katholikin hat Vergleichende Religionswissenschaft und Geschichte studiert. Sie lebt und arbeitet in Berlin.

Und der Preis geht an ...

... einen Schauspieler, eine Buchautorin, einen Spiegel-Journalisten und Nachwuchstalente. Im April hat der Christliche Medienverbund KEP seinen Goldenen Kompass verliehen – einen Preis für christliches Engagement in den Medien. | VON ANNA LUTZ

Ein Goldener Kompass ging an den Spiegel-Autor Hasnain Kazim. Er schrieb die Reportage „Die Unsichtbaren“ über Christen in Pakistan, die unter den Taliban und staatlichen Restriktionen leiden. Kazim erzählt die Geschichten von Frauen, die wegen angeblicher Beleidigung des Islam die Todesstrafe erwarteten; oder die eines Mannes, der wegen seiner Hinwendung zum christlichen Glauben von den Taliban entführt und mit dem Tode bedroht wurde – und dennoch am Christentum festhielt. Immer wieder erhält Kazim selbst wegen seiner Arbeit bössartige E-Mails und Briefe.

Den Nachwuchsjournalisten Markus Bender ehrte der Christliche Medienverbund KEP für seinen Radiobeitrag „Beten für Michael Schumacher“. Darin sammelte der 30-Jährige in einer Straßenumfrage zum Unfall des Rennfahrers authentische Stimmen zum Thema Gebet. Bender lebt in Herrenberg in der Nähe von Stuttgart. Gerade hat er sein Masterstudium im Bereich Medien abgeschlossen und arbeitet als freier Reporter beim SWR.



GOLDENER KOMPASS

Der Schauspieler Devid Striesow sowie der Autor und Regisseur Thomas Berger erhielten den Goldenen Kompass für ihren ARD-Film „Der Prediger“. Die Jury überzeugte die authentische und tiefgründige Auseinandersetzung mit der schwierigen Frage: Darf ein Mörder ein Geistlicher werden? In „Der Prediger“ verkörpert Striesow den Referenten des Bischofs, der sich zunächst rein dienstlich und schließlich auch persönlich mit diesem Problem auseinandersetzen muss.



Anne-Nikolin Hagemann erhielt einen Nachwuchsjournalisten-Sonderpreis. Sie hatte in ihrem Artikel „Gott, kompakt“ für die Süddeutsche Zeitung über christliche Glaubenskurse berichtet. Die 25-Jährige beschreibt darin, wie sich junge Menschen beim CVJM Nürnberg dem Glauben annähern. Hagemann stammt aus der Oberpfalz. Sie hat Kommunikationswissenschaften und Psychologie studiert und ist Stipendiatin im Journalistischen Förderprogramm der Hanns-Seidel-Stiftung. Zuletzt besuchte sie die Deutsche Journalistenschule in München.



Fotos: KEP; Karim Massine



Zehn Gebote für das Internet

Cyber-Mobbing, Datenklau und die Macht von Google, Facebook & Co. – es sind vor allem die Gefahren der digitalen Medien, vor denen die Theologin und Publizistin Johanna Haberer warnt. In ihrem Buch „Digitale Theologie“ entwickelt sie zehn Gebote für Internetnutzer, damit diese sich nicht im weltweiten Datennetz verlieren. | VON EDGAR S. HASSE

Gigantisch leistungsstarke Maschinen sammeln Daten der Internetnutzer, um deren Konsumverhalten zu steuern und künftige Entscheidungen manipulativ vorherzusagen. Während die User die Vorteile der digital vermittelten Kommunikation und Kultur in Kauf nehmen, geraten sie jedoch in den Sog der „Sirensenver“. Wie in der antiken Mythologie leben die Sirenen von der Selbstaufgabe derer, die sie verführen. „Sirensenver vermarkten die Gratis-Illusion der totalen Kommunikation und saugen die Datenexistenz ihrer Nutzer aus“, warnt Johanna Haberer in ihrem neuen medienkritischen Werk „Digitale Theologie. Gott und die Medienrevolution der Gegenwart“.

Damit sich die Internetnutzer nicht noch mehr im Netz verstricken, gibt die Professorin für Christliche Publizistik an der Theologischen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg ihren Lesern „10 Gebote für die digitale Welt“ mit auf den Weg – allerdings nicht im mosaischen Sinne mit apodiktischem Anspruch,

sondern wohl eher als Empfehlung für die Mediennutzung in der Postmoderne gedacht. Mit Bezug auf das Erste Gebot des Dekalogs im Alten Testament gemahnt die Absolutheitsanspruch Gottes, „frei zu werden von den Mächten und Gewalten, die drohen, einen allumfassenden Anspruch auf mein Leben zu erheben“. Und im Blick auf das Vierte Gebot rät die frühere Sprecherin des „Wortes zum Sonntag“ in der ARD, in der digitalen Welt unbedingt an die Generationenfürsorge zu denken und ein „Datentestament“ zu machen. Darin werde den Nachkommen der Verstorbenen der Zugang zum „elektronischen Erbe“ gewährt und sichergestellt, dass die persönlichen Daten an die Menschen kommen, denen sie einst zugeordnet waren.

Medienrevolution wie zu Luthers Zeiten

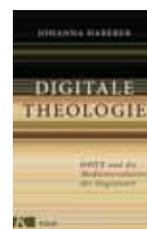
Die Autorin verfolgt in ihrer Publikation das Ziel, nach einem „christlichen Zugriff auf die Medien“ zu fragen und daraus me-

diethische Ansätze zu entwickeln, die mit den Chiffren Freiheit und Verantwortung zu charakterisieren sind. Sie greift allerdings nur sporadisch auf die bereits vielfältig etablierte medientheologische Fachliteratur der Gegenwart zurück. Ihre theologischen Referenzen speisen sich aus der Bibel, den Schriften des Kirchenvaters Augustinus und des Reformators Martin Luther.

Haberer folgt dabei der gängigen Lesart, die Reformation selbst als revolutionäres Medienereignis zu begreifen: Was die digitalen Medien heute ermöglichen, gelang auch damals mit den Flugschriften – eine hierarchieunabhängige und plurale Form der öffentlichen Kommunikation. „Dieser reformatorische Grundgedanke des konstruktiven Streits um die Wahrheit war es schließlich, der dem Buchdruckerhandwerk einen goldenen Boden bereitete“, schreibt sie. An dieser Stelle wäre allerdings der Hinweis auf die Rolle des Pietismus bei der Optimierung technischer Reproduzierbarkeit von Schriften sinnvoll gewesen. Dass die Bibeln in den späteren Epochen für jedermann ökonomisch erschwinglich wurden, ist das Verdienst des „buchverschlingenden Pietismus“ (Dietrich Kerlen). Es war August Hermann Francke in Halle, der die Möglichkeit erkannte, den Druck von Bibeln mit einem „stehenden Satz“ (Stehsatz) von fünf Millionen Bleiletern für die 1.300 Seiten umfassende Bibel zu verbilligen.

Johanna Haberer hat ein gut lesbares und ein für theologisch nicht vorgebildete Menschen verständliches Buch vorgelegt, das den Schatz der christlichen, reformatorischen Traditionen mit der Frage nach Chancen und Gefahren der Medienrevolution verknüpft. Und wer von diesen elektronischen Medien mal genug hat, sollte ihrer Empfehlung zum Dritten Gebot (Feiertagsruhe) folgen: „Vielleicht würden für die Selbstvorsorge netzfreie Tage hilfreich sein als passiver Widerstand gegen den Sog der Sirensenver.“ ■

Johanna Haberer: „Digitale Theologie. Gott und die Medienrevolution der Gegenwart“, Kösel-Verlag, 2015, 206 Seiten, 16,99 Euro, ISBN 9783466371242



prost!

Daniel Böcking



Daniel Böcking ist 38 Jahre alt und stellvertretender Chefredakteur bei Bild.de. Er lebt in Berlin, seine Frau und er erwarten ihr drittes Kind

Foto: Axel Springer AG

Bild-Redakteur Daniel Böcking sorgte mit einem Artikel, in dem er über seinen christlichen Glauben schrieb, für Begeisterung unter Christen. Allerdings gab es ebenso kritische Nachfragen – auch von pro. | DIE FRAGEN STELLTE MORITZ BRECKNER

pro: Herr Böcking, was möchten Sie trinken?

Daniel Böcking: Ein alkoholfreies Weizen. Früher hätte ich das „alkoholfrei“ noch weggelassen.

Woher der Sinneswandel?

Ich habe gemerkt, dass zu viel Alkohol nicht dabei hilft, gute Entscheidungen zu treffen – zum Beispiel die, am Wochenende früh aufzustehen, um für die Familie da zu sein.

Ihr Artikel „Warum ich mich heute als Christ outen will!“ hat Ende April für Gesprächsstoff gesorgt. Welche Reaktionen haben Sie überrascht?

Mich hat überrascht, wie viele Christen online miteinander vernetzt sind und wie häufig mein Text auch auf diesem Wege verbreitet wurde. Natürlich gab es in den sozialen Netzwerken auch Häme, aber vor allem sehr viele positive Rückmeldungen – damit hätte ich nicht gerechnet.

Welches Feedback haben Sie von Ihren Kollegen bekommen?

Die meisten hatten den Text tatsächlich gelesen und viele haben mich darauf angesprochen. Eine Kollegin, mit der ich vorher noch nicht so viel zu tun hatte, hat sich bei mir bedankt und gesagt, dass sie genauso denkt. Ein anderer Kollege hat sein Unverständnis geäußert, das kam auch vor.

Warum haben Sie den Begriff „Outing“ gewählt?

Wir sind eben Bild. „Ich glaube an Jesus“ wäre keine Überschrift, die zu uns gepasst hätte. Es war aber auch wirklich ein „Aus-dem-Versteck-Kommen“:

Meine engen Freunde wissen, dass ich Christ bin, aber mit einem Vokabular wie „eine Beziehung zu Jesus aufbauen“ können viele Menschen wenig anfangen. Ich habe es als Befreiung empfunden, das mal offen zu sagen, und auch im Gebet gespürt, dass es ein richtiger Schritt war.

„Das Christentum gehört mitten ins Leben!“

Allerdings habe ich auch gemerkt, dass ich ungern im Mittelpunkt stehe. Es war herausfordernd, als plötzlich alle 30 Sekunden eine Frage per Twitter oder eine E-Mail auf mein Handy kam.

Eine dieser Fragen lautete: Wie kann man als Christ bei der Bild-Zeitung arbeiten?

Ich erlebe Bild als eine hochprofessionelle, ehrliche journalistische Marke. In 15 Jahren bei Bild habe ich nicht erlebt, dass jemand bewusst gelogen hätte. Wir polarisieren, aber ich bin mit gutem Gewissen dabei. Natürlich passieren auch mal Fehler. Und natürlich finde ich persönlich nicht *alles* gut – aber das geht sicher allen Arbeitnehmern ab und an mal so. Bei Axel Springer gelten Werte, die zum christlichen Glauben passen. Das ist mir wichtig.

Würden Sie ein Thema in der Redaktion ablehnen, weil Sie Christ sind?

Diese Frage stellt sich im Redaktionsalltag kaum. Meine Erfahrung bei Bild zeigt: Am Ende einer Redaktionskonferenz stehen spannende und schlaue Beiträge auf der Agenda, die ich auch als Christ gut vertreten kann. Ich weiß aber auch, dass es da unterschiedliche Meinungen gibt, und maße mir nicht an, zu beurteilen, ob mein Umgang mit vielen Themen immer richtig ist. Vielmehr versuche ich jeden Tag, dazuzulernen und das Richtige zu tun.

Wie kam es, dass Sie Christ wurden?

Der Glaube war mir mein Leben lang wichtig, wurde aber erst vor einigen Jahren konkret. Nach einem Einsatz auf Haiti ließ ich mich bei der Hilfsorganisation Humedica zum Krisenkoordinator ausbilden. Dort habe ich eine Krankenschwester kennengelernt, die mir erklärt hat, dass ich ohne Jesus keine Verbindung zu Gott haben könne. Ich habe dann erkannt: Gläubig zu sein, ist wie ein Sechser im Lotto. Hätte ich im Lotto gewonnen, würde ich wochenlang überlegen, was ich mit dem Geld mache. So habe ich es dann mit dem Glauben auch gemacht und angefangen, richtig darüber nachzudenken, wie Gott mein Leben verändern will.

Wie können Christen in Deutschland sichtbar werden, auch wenn sie nicht bei einer großen Zeitung arbeiten?

Indem sie einfach zu ihrem Glauben stehen. In der Bibel ist oft davon die Rede, hinauszugehen und den Menschen vom Glauben zu erzählen. Auch wenn man da manchmal unsicher ist – das Christentum gehört mitten ins Leben!

Vielen Dank für das Gespräch. ■

Göttlicher Horror

Stephen King zählt zu den erfolgreichsten zeitgenössischen Autoren. Seine Horrorromane verkaufen sich millionenfach. Darin geht es um dunkle Mächte, finstere Charaktere, blutige Verbrechen – und Jesus. | VON ANNA LUTZ

Der Tag, an dem Charles Jacobs in seiner Kirche den Glauben öffentlich ablegt, markiert den Beginn seines Untergangs. Wenige Wochen zuvor sind Frau und Kind des Methodistenpastors bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Seine Kirche wollte den erschütterten jungen Mann schonen, einen Gastprediger bestellen – doch Jacobs ergreift an diesem Sonntag das Wort. Er liest aus dem 13. Kapitel des Korintherbriefes, schlägt das Buch zu und bekennt, wie sehr er in den vergangenen Wochen nach der tröstenden Hand eines Retters gesucht hat: „Doch obgleich ich immer wieder auf die Knie gesunken bin, habe ich die Gegenwart Gottes nicht gespürt.“

Was nun folgt, nennt Stephen King in seinem neuen Buch „Revival“ die „Furchtbare Predigt“. Er lässt seine Hauptfigur, die am Ende des Buchs die Hölle auf die Erde zu bringen versucht, Unglücke aufzählen: Autounfälle, Naturkatastrophen, Tode, die keinen Sinn ergeben, unerklärliches Leid. „Die Religion ist das theologische Gegenstück zu einer Versicherungspolice, deren Prämie wir Jahr für Jahr bezahlen, und wenn wir schließlich die Leistung in Anspruch nehmen müssen, für die wir so lammfromm gelöhnt haben, entdecken wir, dass die Firma, die unser Geld genommen hat, in Wahrheit gar nicht existiert.“ Mit diesen Worten nimmt der Pastor einem kleinen Jungen seinen Glauben. Er selbst verwandelt sich vom frommen, gutmütigen und liebevollen Kirchenmann zum rach- und selbstsüchtigen, bitteren Magier.

Das deutsche Cover dieses 53. veröffentlichten Romans des Königs Horror, wie King auch genannt wird, ziert ein von Blitzen umgebenes Kreuz. Deutsche Medien wie die Tageszeitung Die Welt veranlasste der offensichtliche Glaubensbezug des Buchs dazu, die Frage nach der Religion im Werk Kings zu stellen. Tatsächlich ist es verwunderlich, dass bisher wenig zum Thema publiziert wurde. Denn der christliche Glaube ist elementarer Bestandteil seiner Bücher.

Und das, obwohl der erfolgreichste aller Horrorautoren sich öffentlich selten zu seinem eigenen Glaubensleben äußert. Auf seiner Homepage findet sich lediglich die Aussage, dass er an Gott glaube, die Bibel lese und methodistisch erzogen worden sei. Die Kirche besuche er allerdings nicht mehr. Seine Frau Tabitha ist Katholikin, seine Tochter Naomi Pfarrerin in der als liberal geltenden Unitarian Universalist Association – und mit einer Frau liiert. Außerdem ist über King bekannt, dass er lange

Zeit alkohol- und drogenabhängig war. Hilfe fand er damals bei den christlich begründeten Anonymen Alkoholikern – eine Erfahrung, die er in seinem ebenfalls erst kürzlich erschienenen Buch „Doctor Sleep“ verarbeitet. Dem Musikmagazin Rolling Stone sagte er dazu im vergangenen Jahr: „Ich habe mich dazu entschieden, zu glauben, dass Gott existiert, und deshalb kann ich sagen: ‚Gott, ich kann das nicht alleine tun. Hilf mir, heute keinen Drink zu nehmen. Hilf mir, heute keine Drogen zu nehmen.‘ Und das funktioniert gut für mich.“

„Mit Religion meint King das Christentum“

Einer der wenigen, die sich in Deutschland mit den christlichen Elementen in den Büchern Kings beschäftigt haben, ist Thomas Kolitsch. Der Deutsch- und Englischlehrer in Leipzig promovierte gerade zu diesem Thema im Fach Literaturwissenschaft. Er weiß: Die Frage nach Leid, Jesus Christus, Demut und Sühne, aber auch die Bigotterie mancher amerikanischer TV-Prediger – über das alles schreibt King, auch wenn es manchmal im Handlungsrahmen seiner oft blutigen und immer furchteinflößenden Geschichten in den Hintergrund tritt. Dass er solcherlei zu Papier bringt, bedeutet auch, dass die Welt es liest. Denn die Bücher des Amerikaners haben sich weltweit über 400 Millionen Mal verkauft und wurden in 40 Sprachen übersetzt. Jeder neue Roman erobert die Bestsellerlisten.

„Wenn King über Religion schreibt, meint er das Christentum“, sagt Kolitsch. So verarbeite er die religiöse Prägung seiner Kindheit, was unter anderem daran deutlich werde, dass die Bösen in seinen Büchern häufig Baptisten seien, die Guten hingegen normalerweise Methodisten – wie King es einst selbst war oder noch ist. Beispiele für Glaubensbezüge in den Geschichten des Autors kann Kolitsch zu Hauf nennen. Da wäre zum Beispiel die fanatisch religiöse Mutter im Erstlingswerk „Carrie“ aus dem Jahr 1974. Ihre streng religiöse Erziehung ist es, die aus der schüchternen Carrie White, die mit übernatürlichen Kräften begabt ist, eine jähzornige Mörderin macht.

Denn Margaret White, ihre Mutter, war einst Baptistin, bis sie sich gemeinsam mit ihrem indes verstorbenen Mann von der Kirche abwandte, um sich einer fundamentalistischen Form des Christentums zuzuwenden. Sie versagt ihrer Tochter jegliche



Foto: Shane Leonard



Stephen King gilt als König des Horror-Genres. In seinem neuen Buch verliert ein Geistlicher seinen Glauben

Aufklärung, sodass diese in der Schuldusche von ihrer ersten Periode überrascht wird und hysterisch reagiert. Das wiederum macht sie zum Gespött des Jahrgangs, der sie zuvor schon als „Betschwester“ verlachte. Als sie nach Trost suchend zu ihrer Mutter nach Hause kommt, hat diese nichts als Bestrafung im Sinn. Denn das Blut, so ihre Argumentation, zeige, dass ihre Tochter wie alle Frauen eine Sünderin sei. Zum Gebet und zur Einkehr sperrt sie sie wie so oft in eine Besenkammer unter der heimischen Treppe. Diese ist gesäumt von biblischen Bildern. „Sie war allein mit Mommas zornigem Gott“, heißt es im Buch, und weiter: „Das blaue Licht lag schummrig auf einem Bild, das einen riesigen bärtigen Jehova zeigte, der schreiend Massen von menschlichen Wesen durch wolkige Tiefen hindurch in ein Flammenmeer warf.“

Psalm 23 in der Todeszelle

Doch auch wenn „Carrie“ und „Revival“ es vermuten lassen: Das Christentum kommt bei King keineswegs immer negativ weg. „King schreibt oft über religiöse Eiferer, kurioserweise behalten sie am Ende oft Recht“, sagt Kolitsch. Das Motiv, blind Gottes Willen zu folgen, hätten viele seiner Charaktere gemeinsam, auch die Guten. „Am Ende macht die Demut den Unterschied“, sagt er. Denn weder Carries Mutter noch der ehemalige Pastor Charles Jacobs zeichnen sich dadurch aus, dass sie sich selbst zurücknehmen können. Ganz anders ist es bei den Hauptfiguren im umfangreichsten Buch Kings: „The Stand – Das letzte Gefecht“, das vier Jahre nach „Carrie“ erschien.

Der apokalyptische Roman erzählt vom Ende der Menschheit und einem letzten Kampf zwischen Gut und Böse – oder, wenn man so will, zwischen dem Teufel und Gott. Eine Seuche rafft nahezu alle Menschen dahin, lediglich einige Resistente überleben. Der eine Teil von ihnen sammelt sich, von Träumen geleitet, um eine schwarze, alte Frau namens Mutter Abigail, die ihrerseits Visionen von Gott empfängt. Die auf einer Farm in der Natur der mittleren USA lebende Frau repräsentiert das pure Gute. Sie liest und zitiert die Bibel. Ganz im Gegensatz zu Randall Flagg, dem Stellvertreter des Teufels im letzten Gefecht um die Erde. Er sammelt seine Jünger, allesamt ehemalige Straftäter, Gauner und Banditen, im Sündenpfuhl Las Vegas um sich, allein mit dem

Ziel, Mutter Abigail und das letzte verbliebene Gute der Welt auszulöschen. Seine Gegner lässt er öffentlich kreuzigen.

Am Ende schickt Abigail vier Männer aus der Gemeinschaft nach Las Vegas – den Jüngern in der Bibel gleich, nur mit dem, was sie am Leibe tragen. „Ich weiß nicht, ob es Gottes Wille ist, dass ihr ihn besiegt“, sagt sie. Aber: „Ihr werdet gehen, und ihr werdet nicht verzagen, denn ihr könnt euch auf des Herrn starken und ewigen Arm stützen. Ja. Mit Gottes Hilfe werdet ihr bestehen.“ Bezeichnend ist auch eine Szene der Verfilmung des Bestsellers, die die Männer kurz vor ihrer Hinrichtung durch Flagg in ihren Zellen zeigt. Gemeinsam beten sie Psalm 23, bevor sie zum Schafott geführt werden, wo Gott letztendlich eingreifen und alles zum Guten führen wird.

Kolitsch findet solcherlei Szenerie häufig in Stephen Kings Büchern. Oft zeige der Autor Menschen als von Gott beauftragt; zugleich aber litten diese unter ihrer Berufung. Was zu der Figur in Kings Büchern führt, die wohl am meisten an Jesus erinnert: John Coffey, jenem zu Unrecht zum Tode Verurteilten aus dem Buch „The Green Mile“, das 1999 mit Hollywood-Star Tom Hanks in der Hauptrolle verfilmt wurde. Coffey, dessen Initialen sicher nicht zufällig JC lauten, hat die Fähigkeit, Menschen zu heilen. So befreit er den von Hanks gespielten Wärter im Todestrakt, Paul Edgecomb, von einer Blasenentzündung, belebt eine tote Maus wieder und besiegt sogar den Krebs einer eigentlich todgeweihten Frau. Als Edgecomb ihm daraufhin vorschlägt, ihn einfach laufen zu lassen, lehnt der zwei Meter große Afroamerikaner ab. Er sehne sich nach dem Tod, da er das Leid der Welt nicht mehr ertragen könne, erklärt der Verurteilte. So wird er am Ende genau wie Jesus unschuldig hingerichtet. Und wie im Falle des Religionsstifters ist dem Ausführenden dessen Unschuld bekannt – hier ist es Edgecomb, in Jesu Geschichte Pilatus. King lässt den Wärter schließlich sagen, dass er eines der großen Wunder Gottes getötet habe.



Foto: United Archives/IFTN

Jesus-Figur bei Stephen King: In der Verfilmung von „The Green Mile“ spielt Michael Clarke Duncan den Häftling John Coffey

„Ich frage mich immer, was diese religiösen Erzählungen mit den Lesern Kings machen“, sagt Kolitsch. „Erkennen sie die spirituelle Komponente? Oder geht das an ihnen vorbei?“ Zumindest für jene, die sich mit King und der Bibel auskennen, dürften die Bezüge augenscheinlich sein. Und das ausgerechnet beim Meister des Grauens. ■



K O E N I G E &
P R I E S T E R

„Koenige und Priester“, Soulfood, Digedo 2015 & Gerth Medien 2015, 14,99 Euro, EAN 4250252537120; erhältlich ab 27. Juni



Foto: pro, Jörn Schumacher

Thomas Enns will mit seiner Band junge Menschen für Jesus begeistern

pro: Wie seid ihr als „Koenige und Priester“ entstanden?

Thomas Enns: Die „Koenige und Priester“ sind aus der überkonfessionellen Base-Jugendarbeit hervorgegangen. Fünfmal im Jahr veranstalten wir Jugendgottesdienste, um Menschen für Jesus zu begeistern. Dort hat sich eine Band formiert, mit der wir auch die CD gemacht haben.

Was verbirgt sich hinter eurem Namen?

Wir haben uns Gedanken gemacht: Wer sind wir? Wir nennen uns Kinder Gottes, schrecken aber oft davor zurück, uns Sohn zu nennen. Sohn Gottes ist ja nur einer. Mir ist dann bewusst geworden, dass ich ein Kind bin, wenn ich mich Sohn Gottes nenne. In der Bibel, in der Offenbarung, steht, dass jeder, der an Jesus glaubt und an die „Kraft seines Blutes“, ein König und ein Priester ist. Nicht, weil er es irgendwie verdient hätte, sondern weil Jesus das geschenkt hat. Ich glaube, dass die junge Generation aus dieser Identität heraus das Land verändern wird.

Was zeichnet eure Musik aus?

Wir versuchen, sehr lebensnahe Songs zu schreiben. Wenn man sich dreckig fühlt, dann singen wir davon. Wir münden aber immer in den Refrains in Danksagung an Gott. Wir transportieren mit unserer Musik ganz klar, was wir über Gott denken.

Welches Anliegen habt ihr mit eurer CD?

Wir wollen Jesus bekannt machen. Wir wollen, dass jeder, der diese Erde verlässt, diesen Namen schon einmal gehört hat. Wir wollen unsere Generation ermutigen, kein Blatt vor den Mund zu nehmen; sich nicht zu schämen für das, was wir glauben, sondern zu zeigen, dass der Glaube etwas ganz Normales ist.

„Ich bin ein Fan vom Glauben“

Thomas Enns war 2007 als Kandidat bei „Deutschland sucht den Superstar“ (DSDS) dabei. Gerade hat er die erste CD mit seiner Band „Koenige & Priester“ aufgenommen. Im Interview hat er verraten, welche Vision er hat und wie man König wird. | DIE FRAGEN STELLTE LYDIA ULLRICH

Ihr wollt nicht nur Christen, sondern auch Musikliebhaber, Neugierige und Suchende mit eurer Musik ansprechen ...

Meine Frau Florence Joy (Siegerin bei „Star Search“, 2004), mein Bruder Jonathan (DSDS-Kandidat, 2007) und ich haben schon erlebt, dass für Gott nichts unmöglich ist; dass er von heute auf morgen Türen öffnen und einen ins Rampenlicht stellen kann. Das haben wir bei den Castingshows erlebt. Wir glauben: Gott kann es noch einmal tun und er wird es immer wieder tun. Er sucht nur Leute, die bereit sind. Kein Traum mit Gott ist zu groß. Ich habe die Vision, dass unser Land zurückkehrt zu seinen alten, christlichen Werten und wieder anfängt, für Christus zu leben. Ich glaube, dass wir mit großen Schritten darauf zulaufen. Wir meinen, einen Schlüssel dafür gefunden zu haben, nämlich die Einheit der Christen.

Was meint ihr damit?

Wir sagen sehr klar: Es geht um Jesus. Ich habe so oft Kirchen erlebt, die sich von anderen Kirchen distanzieren. Wir Menschen sind unterschiedlich. Aber berechtigt es mich, jemanden auszuschließen, der Gott irgendwie anders erlebt als ich? Wenn wir an Jesus glauben, dann sind wir errettet. Dann ist der andere, selbst wenn er eine andere Konfession hat, mein Bruder, mit dem ich auf dem Weg in den Himmel bin.

Welche Rolle spielt der Glaube in deinem Leben?

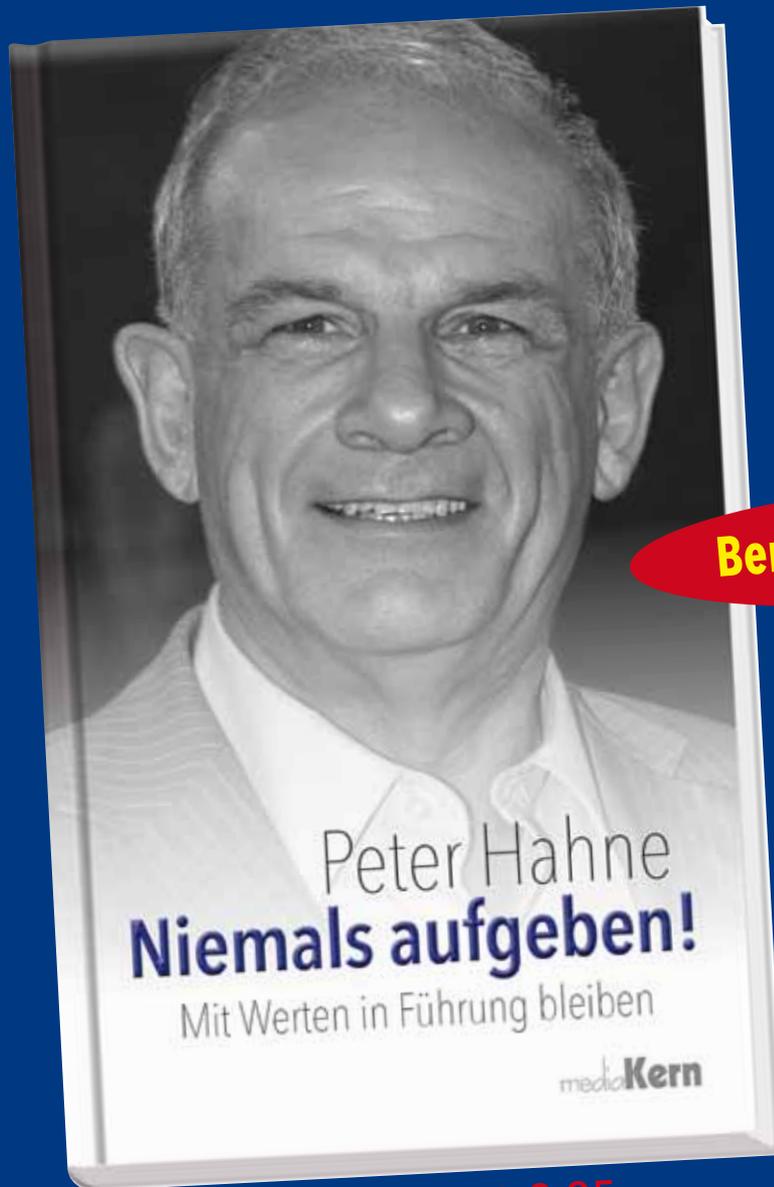
Natürlich eine ganz große. Ohne Glauben hätte ich eigentlich nichts. Er gibt mir Hoffnung für ein Leben nach dem Tod. Der Glaube gibt mir Freude. Ich erlebe so viel mit Gott, dass ich versuche, eigentlich jeden damit anzustecken. Weil das Klischeedenken von dem langweiligen Leben eines Christen nicht zutrifft. Das Leben mit Gott ist spannend. Er hat einen guten Plan. Ich bin ein Fan vom Glauben.

Vielen Dank für das Gespräch! ■



Film zum Artikel online:
bit.ly/thomasenns

Der **neue** Hahne



Bereits 6. Auflage!!!

Nr. 5.121.005 € 9,95

Top-aktuell, **Klartext** über Gott und die Welt, eine **Streitschrift** gegen Resignation und für eine Gesellschaft mit **christlichen Wurzeln**.

So aktuell ist die Bibel: konsequent und kompromisslos, **Kraftquelle** für den praktischen Alltag.

Das heimliche Thema:

Gehört das Christentum noch zu Deutschland?

Kapitel um Kapitel mit heißem **Herzen** geschrieben.

»Schluss mit lustig«
über 100 Wochen
»Rettet das Zigeuner-Schnitzel«
49 Wochen
auf der SPIEGEL-Bestsellerliste

mediaKern im Kawohl Verlag 46485 Wesel · Tel 0281 96299-0 · www.kawohl.de

Wortakrobatik von der Kanzel

Die Kleinkunsthöhne im Wittenberger Clack-Theater ist hell erleuchtet. Jetzt heißt es: Bühne frei für die Theologen, die am „Preacher Slam“ teilnehmen. In fünf bis sieben Minuten sollen sie eine biblische Botschaft zeitgemäß vermitteln. pro hat sich den Wettbewerb des Zentrums für evangelische Predigtkultur in Wittenberg angeschaut. | VON JOHANNES WEIL

Neben der richtigen Wortwahl kommt es für einen Redner auch auf gute Gestik und Mimik an, um die Zuhörer in seinen Bann zu ziehen

Im Saal ist es dunkel. Im Kegel des Scheinwerferlichts steht Holger Pyka auf der Bühne, vor ihm lediglich ein Mikrophon und ein Notenständer, auf den er einen Zettel gelegt hat. Pyka trägt einen Text vor und erzählt etwas von seinem letzten Dönerkauf und en passant kommt er auch auf die Predigt vom vergangenen Sonntag „mit gelehrten Exkursen“ zu sprechen. Nach sieben Minuten applaudiert das Publikum und Pyka harrt seiner Bewertung.

Pyka ist Pfarrer. Er nimmt am „Preacher Slam“ in der Lutherstadt Wittenberg teil. Das ist eine Form des „Poetry Slam“, was soviel bedeutet wie Dichterwettbewerb. Die Kandidaten tragen dem Publikum selbstgeschriebene Texte innerhalb einer bestimmten Zeit vor. Die Zuhörer bewerten die Inszenierung mit Punkten und küren anschließend den Sieger. „Dem Volk aufs Maul schauen“ war schon vor 500 Jahren Martin Luthers Credo, wenn es um verständliches Formulieren ging – bei der Bibelübersetzung und sicherlich auch beim Predigen. Insofern passt das wortgewaltige Spektakel „Preacher Slam“ gut nach Wittenberg, wo nicht nur ein Denkmal auf dem Marktplatz an das Wirken des Reformators erinnert.

Poetry Slam verbreitete sich in den 1980er Jahren zunächst in den USA, dann in Skandinavien und fasste schließlich auch im deutschsprachigen Raum Fuß. Für Theologen hat Thomas Erne,

Professor für Praktische Theologie an der Universität Marburg, die Idee weiterentwickelt. Nachdem er selbst einen Poetry Slam besucht hatte, wollte er die Erfahrungen auch für seine Studenten nutzbar machen.

Theologen auf die Kanzelsituation vorbereiten

Gemeinsam mit dem professionellen Poetry Slammer Bo Wimmer entwickelte Erne die ersten Workshops. Die kreativen Schreibübungen sollen künftige Theologen auf die Predigtsituation auf der Kanzel vorbereiten. Die Regeln des Poetry Slams – Bewertung durch eine Jury aus dem Publikum, kurze Texte aus eigener Feder, begrenzte Vortragszeit – wurden weitgehend übernommen. Eine Besonderheit war, dass ein Bezug zur Bibel, zu Gott und zur Kirche ersichtlich sein sollte. Auch die Mitarbeiter des Zentrums für evangelische Predigtkultur in Wittenberg haben sich dieses Formats angenommen und veranstalten diese Wettbewerbe seit zwei Jahren regelmäßig.

Zehn Theologen aus der ganzen Republik haben sich für drei Tage auf den Weg in die Lutherstadt gemacht. Zwei von ihnen sind als Vikare noch in der Ausbildung. „Das Format war im gesamten EKD-Gebiet ausgeschrieben“, erklärt Kathrin Oxen, die das Zentrum leitet. Nach dem ersten Kennenlernen erhalten die

Teilnehmer praktische Tipps, wie sie ihre Gestik, Mimik und Wortwahl einsetzen können, um die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer zu gewinnen. Dann bekommt jeder Teilnehmer einen Bibeltext zugelost, der als Grundlage für seinen fünf- bis siebenminütigen Beitrag dienen kann.

Einige ziehen sich dann zurück und brauchen ihre Ruhe, um den Text zu entwickeln. Andere erhalten im Gespräch mit den übrigen Kursteilnehmern Impulse. Wer schon einmal dabei war, hilft dem Neuling, noch etwas an der Wortwahl zu feilen. Bis zum nächsten Abend muss der Beitrag stehen. Vorher haben alle noch einmal die Möglichkeit, sich von Bo Wimmer, Kathrin Oxen oder dem Rhetoriklehrer Dietrich Sagert schulen zu lassen.

„Ganz viel funktioniert auf der kognitiven Ebene“, erklärt Sagert in einem Training. Er empfiehlt, nicht alle Ideen zwanghaft in den kurzen Beiträgen unterzubringen: „Man kann nicht alle Weihnachtsbäume auf einmal abbrennen.“ Er geht individuell auf die Teilnehmer ein: „Das schnelle Sprechen passt zu dir“, erklärt er einer Teilnehmerin. Einer anderen zeigt er, wohin mit den Händen, wenn sie spricht.

Neue Wörter für die Predigt

Die südhessische Pfarrerin Friederike Erichsen-Wendt ist zum zweiten Mal bei einem Preacher Slam dabei. „Ich profitiere davon. Klar schlägt sich dies auf die Wortwahl einer gewöhnlichen Sonntagspredigt nieder. In der Adventszeit habe ich eine Predigt in diesem Stil gehalten und dafür sehr positive Rückmeldungen erhalten.“ Der Preacher Slam ist für sie eine Fortbildung, ihre Kirchenleitung hatte nichts gegen diese besondere Form einzuwenden. Erichsen-Wendt darf sich mit Psalm 90 befassen und hat sich ihre Inspirationen bei einem Rundgang in der Stadt geholt. Vor allem die Kirchturmglocken der Marktkirche haben sie beeindruckt. Sie wird in ihrem Beitrag immer wieder auf die verstrichene und beschränkte (Lebens-)Zeit zu sprechen kommen.

Viele Prediger spürten das Bedürfnis, neue Predigtformen auszuprobieren und sich zu fordern. „Der Teilnehmer muss sich überlegen, was er sagen will und wie er es als eine auf die ‚nackte‘ Bühnensituation reduzierte Person sagen kann“, erklärt Bo Wimmer. Ein Predigt-Slam könne die eigene Predigtkultur bereichern, aber nicht die Predigt ersetzen.

Einmal ausatmen – dann geht es los

Am Dienstagabend ist der große Moment. Für den Wettbewerb selbst stehen die Slammer auf der Bühne des Wittenberger Kleinkunst-Theaters „Clack“. Die Betreiber waren sofort begeistert von der Idee, sagt Oxen. Die Teilnehmer kommen gemeinsam eine halbe Stunde vorher an den Austragungsort. Dem einen oder anderen ist seine Nervosität auf dem Weg zur Bühne anzumerken. Unter professionellen Bedingungen können sie sich jetzt ausprobieren. Das Los entscheidet, wer beginnen darf.

Im Publikum sitzen zwar einige Theologiestudenten, aber bei Weitem nicht nur Fachpublikum. Um die Nervosität der Teilnehmer zu senken, gehört die Bühne zunächst Bo Wimmer. Mit



Foto: pro, Johannes Weil

Kathrin Oxen vom Zentrum für Predigtkultur gratuliert dem Sieger des „Preacher Slam“ Holger Pyka

einigen auflockernden Sprüchen und einem eigenen Beitrag versucht er, das Eis zu brechen. Dann erklärt er das Prozedere. Aus dem Publikum wählt er fünf Gäste aus, die das Gehörte mit Noten von 1 bis 10 bewerten. Alle, die nicht in der Jury sitzen, können ihre Meinung durch Applaus kundtun. Wer am Ende die meisten Punkte hat, gewinnt.

Dann wird es still. Alle schauen gebannt auf die Bühne, die von Scheinwerfern beleuchtet wird. Die Vortragenden haben nur einen Notenständer, ein Mikrofon und ihren Text. Bevor es los geht, gilt es, noch einmal ein- und auszuatmen. Das haben sie gelernt. Eigentlich ist die Aufgabe die ureigenste der Theologen: Gottes Wort verständlich verkündigen. Durch Scheinwerferlicht und sofortige Bewertung hinterher hat der Slam aber doch etwas Besonderes. Direkt nach jedem Beitrag stimmt die Jury ab, alle anderen applaudieren: mal zaghafter, mal lauter. Manchmal ist das Ergebnis hart, aber ehrlich. „Das beste und das schlechteste Ergebnis werden gestrichen. Es könnte sein, dass der Ex-Freund in der Jury sitzt“, witzelt Moderator Wimmer. Die Teilnehmer erreichen an diesem Abend zwischen 16 und 26 Punkten. Holger Pyka hat mit seinem Beitrag über Döner und Gott die meisten Punkte eingeheimst und sich damit den Tagessieg gesichert.

Das Spiel mit der Sprache gefällt den Zuhörern gut. Der Bezug zum Bibelvers oder einem christlichen Thema ist dabei nicht immer auf den ersten – und manchmal auch nicht auf den zweiten – Blick erkennbar. Vieles ist poetisch und sehr philosophisch. Manchmal geht es um gesellschaftskritische Themen, viele beschäftigen sich auch mit der Lutherstadt Wittenberg und dem Reformationsjubiläum. Die Workshop-Teilnehmer analysieren am kommenden Tag noch einmal gemeinsam ihre Beiträge. Bildreich und klar gegliedert Gottes Wort auslegen – Kathrin Oxen wünscht sich, dass das Spiel mit den Worten sich in den sonntäglichen Predigten niederschlägt. ■



Film zum Artikel online:
bit.ly/preacherslam

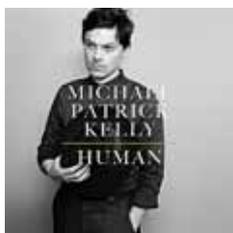
Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Altbewährtes ohne Banjo

„Wilder Mind“, das neue Album von „Mumford & Sons“, sollte etwas ganz anderes werden. Weg mit dem Banjo, her mit dem Synthesizer: So zumindest versprach es die erste Singleauskopplung „Believe“. Aber eigentlich machen die vier Musiker alles genauso wie vorher. Der Sound klingt weniger nach Folk, aber die Texte sind nach wie vor spirituell tiefgründig und so geschrieben, dass sich jeder darin wiederfinden kann, ob gläubig oder nicht, verliebt oder nicht, 16 oder 50 Jahre alt. Den Titelsong hat Sänger Marcus Mumford sich selbst auf den Leib geschrieben. „Ich wurde mit einem wilderen Geist gesegnet“, singt er da. Denn zu Glaubensfragen äußert sich der 28-Jährige selten und wenn, dann unorthodox. Als Christ wolle er sich nicht bezeichnen, sagte er etwa. Das beschwöre nur Vorurteile herauf. Aber: „Der Glaube ist etwas Wunderschönes“. Und mindestens das hört man seinem neuesten Album auch an. | **ANNA LUTZ**
Mumford & Sons: „Wilder Mind“, Universal, 12,99 Euro, ISBN 00602547270849



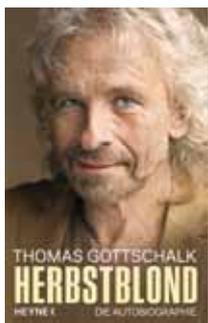
Ein erwachsener Kelly

Er wurde in den 90er Jahren als Paddy Kelly mit The Kelly Family bekannt. Nach sechs Jahren Kloster und zwei weiteren Jahren Pause begann Michael Patrick Kelly, neue Lieder zu schreiben und aufzunehmen. Herausgekommen sind zehn Songs für das Album „Human“ mit Ohrwurmqualität wie „Renegade“ und „Safe Hands“. Die CD ist besonders etwas für diejenigen, die der Musik der ehemaligen Familienband nichts abgewinnen konnten. Etwas Altbewährtes aber bleibt: Kellys markante, einzigartige Stimme. In der ersten Auskopplung „Shake Away“ greift der Künstler seinen Neuanfang auf: „Ich schüttle die alten Ketten in meinem Leben ab, habe eine neue Liebe und offene Augen. Durchbreche die alten Wege und lebe ein erfülltes Leben, habe einen neuen Kurs.“ Die Texte gehen tief; Kelly singt über Leiden, Freuden und über das Vertrauen, „in sicheren Händen“ zu sein. Das Werk besticht mit melodischer Stärke, rockigen und folkigen Elementen und gar orchestralen Arrangements. „Human“ ist ein reifes Pop-Album, das vor Kraft strotzt. | **MARTINA SCHUBERT**
Michael Patrick Kelly: „Human“, Columbia (Sony Music), 12,90 Euro, ASIN B00URNT89Y



Frische Qualität aus der Schweiz

Durch Podcasts und Fernsehgottesdienste ist die Gemeindebewegung International Christian Fellowship (ICF) aus Zürich auch in Deutschland bekannt geworden. Mit „Pouring Love“ präsentiert die hippe Gemeinde eine sehr schöne Zusammenstellung moderner Anbetungs-Lieder. Auf dem Album „Pouring Love“ begeistern besonders die Titel „Horizon“ und „Falling Into You“, die große Begeisterung für Jesus transportieren. Stil und Texte sind nicht revolutionär, aber deutlich frischer als bei manch etablierter Kapelle. Eine klare Empfehlung zum Kaufen und immer wieder laut Anhören. | **MORITZ BRECKNER**
ICF Worship: „Pouring Love“, Integrity Music, 14,99 Euro, ISBN 7640113120856



Mit Gott und Schalk

Goldene Locken, bunte Bärchen und zahlreiche Wetten: Thomas Gottschalk gibt in seiner Autobiografie „Herbstblond“ nicht nur Einblick in seine Fernsehkarriere, sondern auch in sein Glaubensleben. „In Ermangelung anderer Sponsoren glaube ich daran, dass Gott mir eine Gabe mit auf den Weg gegeben hat, die er insgesamt sehr zögerlich verteilt hat.“ Schwungvoll und ehrlich beschreibt er, was ihn und sein Leben geprägt hat. Neben seiner einfachen Herkunft und seiner Familie ist das vor allem sein beruflicher Werdegang. Fehlritte und Schwächen gesteht er ein, ohne entschuldigende Erklärungen dafür zu suchen. Wohlwissend, dass Höhen und Tiefen zum Leben gehören, zeigt er sich als ein Mann, der viel ausprobiert und sich von Niederlagen nicht entmutigen lassen hat. Bei der Lektüre wird aber vor allem deutlich, was er kann: unterhalten und authentisch sein. | **ANNE KLOTZ**
Thomas Gottschalk: „Herbstblond. Die Autobiographie“, Heyne, 368 Seiten, 19,99 Euro, ISBN 9783453200845



Alltägliches mit Gott

Nora Steen ist den meisten wohl aus dem „Wort zum Sonntag“ der ARD bekannt. Die Hildesheimer Pfarrerin hat für ihr Buch „Das Wort zum Alltag“ eine Woche lang versucht, Gott in ihrem ganz normalen Alltag zu finden – ihre Erlebnisse dabei hat sie aufgeschrieben. In kleinen Episoden schildert sie, wie sich Gott offenbart, wenn sie mit ihren Kindern spielt. Was das sonntägliche Glockenläuten für sie mit dem Glauben zu tun hat. Und wie sie ihre eigenen Überzeugungen weitergibt, etwa im Religionsunterricht, den sie hält. Dabei geht sie offen und ehrlich mit den eigenen Fragen und Baustellen um, etwa dass sie sich schwertut, gegenüber anderen für ihren Glauben zu werben. Spannender als jede Andacht ist es, wenn christliche Bücher etwas von den inneren Kämpfen der Autoren erzählen. Nora Steen zeigt dem Leser ganz unbemüht den Alltag eines Christen. Und auch, dass Gott immer dabei ist – in jeder Frage, in jedem Zweifel und in jedem Glücksmoment. | **ANNA LUTZ**

Nora Steen: „Das Wort zum Alltag. Meine Woche mit Gott“, Camino, 192 Seiten, 12,95 Euro, ISBN 9783460500051



Israel will überleben

Die Journalisten Esther Schapira und Georg M. Hafner stellen in ihrem Buch „Israel ist an allem schuld“ fest: „Die Solidarität mit Israel ist in Deutschland Staatsräson, doch bei kaum einem anderen Thema ist die Kluft zwischen offizieller Politik und Volksmeinung größer.“ Der alltägliche Antisemitismus nimmt zu. Wenn es 70 Jahre nach dem Nazi-Regime in Deutschland gefährlich ist, offen eine Halskette mit einem Davidsstern zu tragen, überrascht es da, dass ein Judenstaat mit Davidsstern auf der Flagge zunehmend hasserfüllt behandelt wird? Die Autoren zeigen auf, wie oft in den Medien Israelis und Palästinenser mit zweierlei Maß gemessen und Israel dämonisiert wird. Ein wichtiges Buch, das hilft, Israel besser zu verstehen und Israelkritik von Antisemitismus zu unterscheiden. | **JÖRN SCHUMACHER**

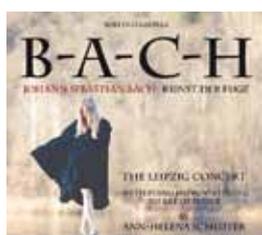
Esther Schapira, Georg M. Hafner: „Israel ist an allem schuld. Warum der Judenstaat so gehasst wird“. Eichborn, 317 Seiten, 19,99 Euro, ISBN 9783847905899



Prominente befragt: Evangelisch?

„Was bedeutet für Sie ‚evangelisch‘?“ Diese Frage hat Thomas Seidel, Beauftragter der Thüringer Landesregierung für das Reformationsjubiläum, 95 Personen gestellt. Die meisten davon sind mehr oder weniger Prominente, nicht alle sind Protestanten. Gundula Gause sieht sich als „Grenzgängerin der Ökumene“ und behandelt die Frage vor allem kirchenpolitisch. Günther Beckstein ist von Herzen Protestant in der Tradition Luthers. Für Christoph Biller, Chef des Thomanerchors, konzentriert sich das Evangelischsein auf Jesus Christus. Ob Peter Hahne, Margot Käßmann, Friedhelm Loh, Ulrich Parzany oder Helmut Matthies, jeder Person ist genau eine Textseite und ein Foto gewidmet. So ein Buch liest sich schnell und macht Spaß. Der Fotograf Jürgen M. Pietsch hat die Autoren in einer für sie passenden Umgebung porträtiert. Michael Diener, Vorsitzender der Deutschen Evangelischen Allianz, steht schwankend auf einer Hängebrücke. Er sagt: „Evangelisch sein heißt zuversichtlich sein.“ | **JÖRN SCHUMACHER**

Thomas A. Seidel (Hg.): „Evangelisch? 95 Antworten – 95 Porträts“, 208 Seiten, SCM Hänssler, 19,95 Euro, ISBN 9783775156073



Mit Tasten gewebte Musik

Die „Kunst der Fuge“ gilt als eines der herausragendsten Instrumentalwerke Johann Sebastian Bachs. Die junge Pianistin Ann-Helena Schlüter hat den Zyklus mit vierzehn drei- und vierstimmigen Fugen sowie vier Kanons in Leipzig, dem Wirkungsort Bachs, aufgenommen, ergänzt durch eine zweite CD mit eigenen Improvisationen über das Werk. Und ganz im Sinne von Bachs „Soli Deo Gloria“ widmet sie die Aufnahme ihrer „großen Liebe“ – womit sie Gott meint. Die CD sollte man sich ganz in Ruhe anhören. Denn die nacheinander einsetzenden Stimmen jeder Fuge, die Themen, ihre Variationen und Kontrapunkte ergeben ein hochkomplexes, wunderschönes musikalisches Gewebe. Das Staunen darüber legt Schlüter in jeden ihrer Töne, als freue sie sich mit dem Fortspinnen der Themenstränge darauf, diese ins Gesamtkunstwerk einzuweben. Es ist ein Genuss, ihr dabei zuzuhören und die einzelnen melodischen Fäden zu verfolgen – bis sie ein großes Ganzes ergeben. | **JONATHAN STEINERT**

Ann-Helena Schlüter: „BACH – Kunst der Fuge“, Periplaneta, EAN 4260132553126, 19,99 Euro

Geburtstag fürs Leben

Wenn aus einem Geburtstag viele Geburts-Tage werden...

Ida

„Dankeschön!“



Emil

„Leben finde ich toll!“



Charlotte

„Geburtstag ist mein Lieblingstag!“



Herbert

„Wie nobel von Ihnen!“



Sophie

„Sooo cool von Dir!“



Lilly

„Juhu, ist das schön!“



Tobias & Marie

„Geteilte Freude ist doppelte Freude!“



Max

„Das Beste sind die Torten!“



Jakob

„Oh, wie aufregend!“



Paulina

„Ich liebe Geschenke!“



Julia

„Allein schon dieses Kleid zu tragen...“



Leon

„Ich liebe schon das Auspacken...“



Weil Leben das größte Geschenk ist.

Jedes Jahr gehen hierzulande weit über 100.000 Schwangere zu einer Abtreibung. Die allermeisten tun dies aus Verzweiflung und weil sie keine Alternative für sich sehen. Pro Femina berät diese Schwangeren und hilft ihnen, damit sie sich für ein Leben mit ihrem Baby entscheiden können.

Mit Spenden statt Geschenken bewahren Sie Schwangere und ihre ungeborenen Babys unmittelbar vor einer Abtreibung. So können aus Ihrem Geburtstag ganz viele Geburts-Tage werden.

Bitte spenden Sie Ihren Geburtstag:

Bitte füllen Sie hierzu das Anmeldeformular im beiliegenden Flyer aus und senden Sie dieses an Pro Femina. Wenn Sie Papier und Porto sparen möchten, können Sie die Anmeldung auch auf www.1000plus.de/Geburtstag vornehmen oder einfach eine E-Mail an kontakt@1000plus.de schreiben.

Spendenkonto: Pro Femina e.V. | IBAN DE47 7002 0500 0008 8514 00 | BIC BFSWDE33MUE

1000plus.de[®]
HILFE statt Abtreibung.